

Trosse, ...

Ist "freie Liebe" Sittenlosigkeit?

Leipzig [1897]

Rem.II 622

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00139397-4

Rem. II

622

Rem II 622

<36606405200018

<36606405200018

Bayer. Staatsbibliothek

S
K

Rem. II 622

Ist

„freie Liebe“

Sittenlosigkeit?

Leipzig

Verlag von Max Spohr.

84

A

Young & Rubicam
New York, N.Y.

Rem. II 622
(Trosse)

Ist „freie Liebe“

Sittenlosigkeit?



[1897]

Leipzig.

Verlag von Max Spohr.

Joh/64/2217

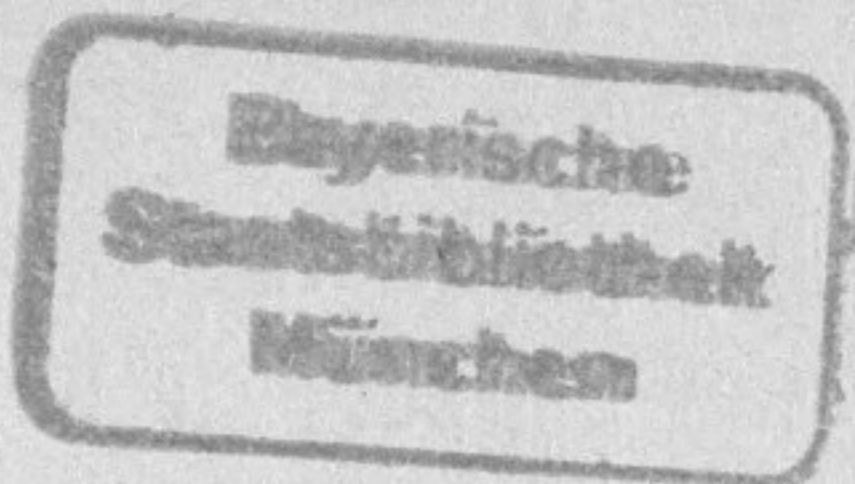


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt:

		Seite.
1.	Kapitel: Der Standpunkt des Urnings	5
2.	" Wie arbeitet die Erziehung der „freien Liebe“ vor?	9
3.	" Die Gleichstellung der Frau mit dem Manne	13
4.	" Das Eheleben von früher und jetzt	18
5.	" Der Mann als Polygame	22
6.	" Etwas über das Maitressenwesen	25
7.	" Die Polyandrie	27
8.	" Die Heuchelei im heutigen Eheleben	31
9.	" Die Erziehung unserer Landkinder	34
10.	" Der Knabe in der Stadt	37
11.	" Das heranwachsende Mädchen	41
12.	" Verbotene Lektüre	44
13.	" Die Großstädterin	47
14.	" Im Nachtcafé	49
15.	" Sollen wir unsere Kinder in die Geschlechtsgeheimnisse einweihen?	53
16.	" Im Reiche der „freien Liebe“ von heutzutage	57
17.	" Die Sittlichkeit in den höheren Ständen	60
18.	" Eine kämpfende Lehrerin	63
19.	" Der Entschluß zur Sünde	66
20.	" Gefallen	69
21.	" Die gebildete Amme	73
22.	" Eine kurze Bemerkung über Syphilis	76
23.	" Der Männerfang	78
24.	" Wie man Dirne wird	81
25.	" Unter Sittenpolizei	84
26.	" Das schlaue Bordellmädchen	87
27.	" Die Trauung auf dem Sterbelager	90
28.	" „Wilde Ehen“.	94
29.	" Das Unsittliche in den „Künstlerehen“	98
30.	" Die Sittlichkeit in der „freien Liebe“	101
31.	" „Freie Liebe“ für alle!	105
32.	" Philosophische Betrachtungen	109

1912
MAY 10
1912



1. Kapitel.

Der Standpunkt des Urnings.

Wer auf einem erhöhten Standpunkte steht, erhaben über das Getriebe und Gewoge unter sich; wer das Denken, Sinnen und Trachten der Menschheit da im Thale von seinem Hügel aus prüfend überschaut, doch ihr nahe genug, um alles deutlich zu erkennen, ruhig über das Gewimmel zu urteilen, das ihm nicht in weite Ferne entrückt sein, ihm nicht als Ameisenhäuflein erscheinen darf; wer also unbefangen seine Blicke nach beiden Seiten schweifen läßt: ist der nicht berufen, Schiedsrichter in einer Frage zu sein, deren Lösung die gebildete Welt schon seit lange mit Spannung entgegenharrt, die selbst bis in die untersten Schichten der Bevölkerung ihre Schatten wirft?

Man läuft in öffentliche Versammlungen, hört Vorträge, Erörterungen über „freie Liebe“. Selbst den Frauen spukt ein Zerrbild der Idee im Kopfe herum; aber zur Klarheit im Denken über diesen Gegenstand bringen sie es nicht. Denn die Hauptsache ist doch „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt.“

Der sorgsame Hausvater, im Besitze eines schönen, begehrenswerten Weibes, bangt für sein, vielleicht nach harten Kämpfen, errungenes Eigentum und möchte mit Feuer und Schwert, mit Donner und Blitz jedem antworten, der sich nur von weitem erdreistet, an so etwas Unerhörtes zu denken.

Ausdrücke wie „freie Liebe“, „natürliches Kind“, „wilde Ehe“ ohne Widerwillen über seine Lippen zu bringen.

Dagegen jauchzt der Lebemann bei Nennung dessen, was ihm das Paradies zu bringen scheint; es ist für ihn die Verheißung der Seligkeit schon hier auf Erden. Und wird es wahr, was er ersehnt, giebt der Staat sein Ja und Amen dazu: nun, so ist des Subels, der Lust, des Genießens kein Ende mehr!

Doch das Weib? Das wird überhaupt nicht gefragt. Es hat, wie immer, einfach zu gehorchen; dazu ist es da; gebrauchen wir die Frauen nicht der Zeugung wegen, so wären sie ja vollständig überflüssig. Sie haben sich ohne weiteres in das zu schicken und zu fügen, was der hochwohlweise Rat der Männer beschließt. Damit punktum! Fragt nur Nietzsche, fragt Schopenhauer und die vielen anderen: die werden euch die nötige Aufklärung darüber nicht versagen!

Ich aber möchte heute um eine Antwort, ohne Voreingenommenheit, auf die folgende Bemerkung bitten: „Sind alle diejenigen, welche zu der einen oder anderen Partei gehören, die auf dieser oder jener Seite stehen, imstande, die Sachlage unbefangen zu beurteilen, zu richten, zu verdammen, zu loben und zu belohnen? Bedarf es nicht vielmehr eines Mannes, der zu keiner der streitsüßrenden Schichten gehört, der unabhängig und frei seine Bahnen wandelt?“ — Ich verlange als Schlichter des Kampfes jemanden, der kein Interesse an dem Ausgange des Krieges für sein liebes Ich haben darf, einen Menschen — ohne Sinnlichkeit.

Ob es dergleichen giebt oder nicht, darüber zu streiten, ist hier nicht der Platz. Ich habe mich diesbezüglich näher in einer anderen Arbeit ausgesprochen, die in demselben Verlage erschienen ist.*)

Verfasser hat den Mut, sich zu jener Kategorie zu be-

*) Der Konträrsexualismus in bezug auf Ehe und Frauenfrage. Preis 80 Pfg. Verlag von Max Spohr in Leipzig.

fennen. Werfe man nun Steine auf ihn; bezichtige man ihn des Pharisäerhochmuts wegen des Vergleiches vom Berge: immerhin wird man zugeben müssen, daß es reines Interesse an der Sache, an den Mitgeschöpfen ist, welches ihn treibt, auch seine Stimme in dieser Meinungsverschiedenheit zu erheben, und daß er vermöge seiner Parteilosigkeit imstande ist, die Angelegenheit nach beiden Seiten hin gleichmäßig zu beleuchten.

Zwar sagt die Schrift richtig: „Sei entweder kalt oder warm!“ Und sie verachtet alles Laue. — Auch in der Geschichte spielen die neutralen Staaten meist die kläglichste Rolle. — Aber solche Beispiele sind hier schlecht angebracht. Es paßt einzig und allein das Bild des Richters, der nach beiden Seiten hin sein Auge offen, sein Herz kühl und seinen Verstand klar haben soll. So geht es dem auf dem Berge Weilenden.

Es weht um ihn eine kalte Luft; doch sie ist hell und durchsichtig. Wohl empfindet der Alleinstehende dort oben zuweilen die Schauer der trostlosen Einsamkeit. Es schwindelt ihn; er sehnt sich imgeheimen nach dem blühenden Thale, nach den niederen Hütten, in denen es ihm so warm, so gemütlich und behaglich dünkt. Er setzt seinen Fuß an, um hinunter zu steigen. —

Da dringt der Pesthauch der ecklen Sümpfe bis zu ihm. Es schaudert ihn; er verzichtet auf die Freuden, die Genüsse, das erwärmende Beisammensein der Bewohner der Tiefe. —

Doch wie? Giebt es denn nur einen Weg zu der Gemeinschaft der Brüder? — Dort auf der anderen Seite, in jenen friedlichen Behausungen, wohnt da nicht das Glück, die Fülle des Wohlbehagens? — Weit, weit entfernt liegen die düstern Moräste; kein übler Geruch drängt sich aus ihnen hinauf.

Aber weshalb sind die Besitzer jener Wohnungen so zaghaft und scheu? Warum verstecken sie sich, sobald sie nur Schritte hören? weshalb flüchten sie wie aufgeschreckte Rehe

hinter ihre Mauern und verschließen die Thore fest, wenn ein Fremder Miene macht, sich ihnen zu nahen? Haben sie beschämende Geheimnisse zu verbergen?

Der Wanderer auf der Höhe hat genug gesehen. Verachtung gegen die da unten, ergreift ihn. Doch das Mitleid gesellt sich zu ihm und vertreibt die Feindin. Er will helfen; er möchte es so gern; wie indessen? Durch Vereinigung, Versöhnung, Verschmelzung der beiden entgegengesetzten Gemeinden? — Fassen wir dieselben näher ins Auge!



2. Kapitel.

Wie arbeitet die Erziehung der „freien Liebe“ vor?

Da ist zunächst der guteingerichtete, wohlgeordnete Staat christlicher Religion! Alles ist wie am Schnürchen. Eines geht aus dem anderen hervor, ergiebt sich von selbst aus dem anderen. Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit herrschen all überall, auf Wegen wie auf Stegen. Jeder widmet sich dem Mitgeschöpfe in hingebender Liebe, umgiebt es mit Fürsorge und Aufopferung. Dasselbe Recht herrscht für alle; nach einem Ziele streben sie; ein Gedanke beseelt die Menschheit. Gleiche Brüder, gleiche Kappen! Keiner beneidet den anderen. Man ist durch sich selbst, in sich selbst beglückt.

Der Hans wirbt um seine Grete, gewinnt ihr Liebe. Die Eltern geben den Segen. Hochbeglückt treten beide vor den Traualtar. Sie geloben sich einander für das Leben, führen, solange sie auf Erden wandeln, ein beneidenswertes Dasein, erziehen ihre Kinder in Ehren, Zucht und Gottesfurcht, und diese drücken ihnen einst dankerfüllt die müden Augen zu. — — —

O ja, so sollte es sein; so könnte es sein; so wäre der Idealstaat, welchen der Stifter der Religion den Seinen geben möchte. Aber ist es so? — Ueberflüssige Frage! — Doch warum ist es nicht so? — Weil die Menschen eben nicht darnach sind. Es sind fühlende Geschöpfe, mit allen Schwachheiten,

Untugenden begabt, denen unendlich viel fehlt, um auch nur annähernd Engel zu sein.

Trotzdem wären sie vielleicht fähig, sich ein gewisses Glück zu verschaffen, in einem Reiche zu leben, welches dem erträumten ähnlich, wenn sie nur ihre eigene Religion verstünden, einfach ein wenig mehr nachdächten über das, was von ihnen verlangt wird, und sich nicht von einzelnen Wortführern oder von den eigenen wüsten Leidenschaften bald hierher, bald dorthin zerren ließen.

Da sind zunächst die Stichworte der Sozialdemokraten: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ Was versteht der große Haufe darunter? — Morden, Brennen, Sengen, Aufruhr und Revolution, alles stürzen, umkehren, das Obere nach unten wenden und das Untere nach oben! — Was ist erreicht? — Daß dieselbe Ungleichheit herrscht, nur im umgekehrten Sinne.

Was wir unter christlicher Freiheit zu verstehen haben, wissen wir längst durch tiefbegründete Erklärungen seitens der Theologen. Dazu bedarf es keiner Bilderstürmer, keiner Bauernkriege. — Auch die Freiheit des Geistes wird in dem Kopfe des Gebildeten keine falschen Anschauungen hervorzaubern.

Die politische Freiheit indessen dürfte ein Phantom, ein Hirngespinnst der Thoren bleiben, ebenso wie die falsch-verstandene Brüderlichkeit und Gleichheit mit all ihrem Schellengeklingel von schönen, nachfolgenden Worten. Wer nur einigermaßen denken kann und denken will, weiß sehr wohl, daß eine vollständige Gemeinschaft des Gutes, des Besitzes, eine genaue Verteilung des Geldes etwas ganz Unmögliches, mögen Bebel, Bellamy und Gesinnungsgenossen es immerhin als erreichbar, als sehr leicht zu erringen darstellen. Hätten wir nicht glänzende Widerlege ihrer Werke, so würde schon die französische Revolution, wie manch anderes großes Ereignis der Weltgeschichte als strikter, klarer Gegenbeweis deutlich genug in die Augen fallen.

Die ersten Christen, welche gewiß von Gottes- und Menschenliebe durchdrungen waren, blieben nicht einmal stand-

haft bei ihrem Gelübde, wenn es sich um das Mein und Dein handelte. Ein Ananias und eine Sapphira waren unter ihnen.

Und überall, wo man es versucht hat, einen Staat zu gründen, in welchem kein Eigentum des Einzelnen, sondern wo alles gemein, ist man niemals weiter als bis zur bloßen Theorie, nie über den Gedanken hinaus gekommen.

Auch Sokrates und Plato hatten ein ähnliches Reich im Sinne. Geschaffen haben sie es nicht. Und schon Aristoteles hat die Unmöglichkeit der Existenz eines solchen glänzend bewiesen. Aber er versteht es, klar zu legen, in wieweit Gleichheit und Brüderlichkeit erzielt werden können. Und soweit brauchen wir dieselben, müssen sie sogar verlangen, wenn der Gedanke der „freien Liebe“ überhaupt in Betracht kommen soll.

Es ist die gemeinschaftliche Erziehung der Jugend, die einheitliche Bildung für alle, auch für die „natürlichen Kinder“. Kann diese erreicht werden, so haben wir, was wir wollen. Dann ist jeder mit denselben Mitteln ausgestattet. Was einem offen steht, ist dem anderen nicht verschlossen. Es hängt von dem Betreffenden selbst ab, von seiner persönlichen Begabung, seinem Fleiße und seiner Ausdauer, wie weit er es im Leben bringen wird, auf welche Staffeln er sich empor-schwingt!

Nun ist es nicht mehr selbstverständlich, daß der Sohn gerade auf der Stelle steht, weil der Vater auf ebender-selben gestanden, daß er auf der Höhe wandelt, weil er mit einem „von“ geboren worden ist oder mit einer Million neben sich das Licht der Welt erblickt hat. Durch sich selbst, durch sein eigenes Verdienst muß er werden, was er sein will. So nur kann sich niemand über ein ungerechtes Schicksal, über eine Vernachlässigung oder Hintenan-sehung beklagen. Er hat den Schlüssel zur Erreichung seines Zieles, seines Strebens selbst in Händen. Wem will er Vorwürfe machen, wenn sein Vorhaben mißglückt?

Bedarf es eines weiteren Bandes, so sind die gemeinsamen Mahlzeiten da. Was der fruchttragende Boden hervorbringt, wird gleichmäßig konsumiert. Das ist keine Ungeheuerlichkeit.

Staaten, wie Kreta, Sparta, haben uns gezeigt, daß sich eine solche Einrichtung, wenn nur weise bedacht und gut überlegt, wohl durchführen läßt. Was den Alten gelungen, sollte uns nicht möglich sein?

Man fäsele nicht von der Größe der heutigen Reiche, dem Komplizierten der Verwaltungen u. dgl. m.! Gerade, weil uns bedeutendere Hilfsmittel zu Gebote stehen, können wir um so leichter das leisten, was die Früheren vollbracht haben. Versuchen wir es; wollen wir ernstlich: es geht! Rechtzeitig werden sich alle Männer zum Essen einfinden. — Alle Männer! — Und die Frauen?

Sa, wer denkt an die? —



3. Kapitel.

Die Gleichstellung der Frau mit dem Manne.

Verlangen wir ein Recht, ein Gesetz für alle, so darf eben keine Partei, kein Teil, kein Geschlecht übersehen werden. Darin ist Bebel, sind die Sozialdemokraten mit ihm konsequent, und gerade durch diese Konsequenz wird ihre Agitation gefährlich. Sie wenden sich an das Weib, an das zurückgesetzte, verstoßene, geknechtete, welches zu stolz ist, um den Thränen über seine Schmach und Schande freien Lauf zu lassen, das aber vor innerer Aufregung und vor nach Rache verlangender Wut hebt und in wildem Schmerze die Zähne knirschend auf einander beißt.

Jetzt naht der Versucher. Er zaubert goldene Zukunftsbilder vor ihre Seele, versteht es zu schmeicheln, zeigt ihr den Glanz, die Herrlichkeit, den Ruhm voraus. Sie glaubt, daß er die alte Macht, die Zeit des Mutter- und Frauenrechtes wieder heraufbeschwören kann.

Sogar durch die feuilletonistischen Erzählungen in der Zeitung, durch die Romane in den Tageblättern wirkt er. Es geht eine Uebereinstimmung, eine Konsequenz durch das Ganze, von der die anderen Parteien viel, sehr viel lernen könnten. Man werfe nur einen Blick in ihre Journale!

Besser sogar, als gedacht, gelingt der Schachzug, glückt der schlau ersonnene Kriegsplan. Das Weib wird gewonnen

und — durch dasselbe der Mann; denn: *ce que femme veut, Dieu le veut.*

Und doch ist es nicht Unrecht, auch die Frau um ihre Meinung zu befragen; es ist sogar unbedingt notwendig, wenn es sich um die Liebe, die „freie Liebe“ handelt. Ist sie nicht im gleichen Maße wie der Mann, vielleicht noch in höherem Grade dabei beteiligt? Muß sie deshalb nicht in Betracht kommen? Also zunächst ein und dasselbe Recht, auch für sie!

Einige griechische Staaten verlangten, daß die Frauen gleichfalls gemeinsame Mahle hielten. Dem widerspricht schon Aristoteles, der das Weib für ein untergeordnetes Wesen erklärt, und er zieht dabei tadelnd die Aussprüche seiner Vorgänger ins lächerliche, welche beantragen, daß die Frauen mit in den Krieg ziehen.

Hier stutzen auch wir und rufen aus: „Ja, was zuviel ist, ist zuviel!“ — Halt! — Das eine geht mit dem anderen! Verlangt die Frau Gleichstellung, räumen wir ihr dieselbe ein; so muß sie sich auch alles, was sich aus derselben ergibt, gefallen lassen.

Sie darf sich die Sache nicht drehen, wie es ihr beliebt, nicht wünschen, daß sie heute von diesem, morgen von jenem Standpunkte aus behandelt wird; sie muß nicht verlangen, daß man sie ferner mit Glacéhandschuhen ansaßt, daß man ihr die Ehrfurcht und Schonung entgegenbringt, welche uns unsere Manneswürde, unsere angeborene Ritterlichkeit dem Schwächeren und Unterdrückten gegenüber vorschreibt. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten!

Daß sie dem Schwersten wohl gewachsen ist, wenn sie nur ernstlich will, das beweisen uns unter anderem die Thaten und Handlungen der Priesterinnen unserer Vorfahren, die selbst vor blutigen Menschenopfern nicht zurückscheuten; und wer das kann, vermag noch mehr.

Aber kommen wir da nicht mit der Bibel in Kollision? — Ganz und garnicht, selbst wenn wir streng orthodox sein und richten wollen. — „Ich will ihm eine Gehülfin machen,

die um ihn sei," heißt es ausdrücklich. Es steht nicht geschrieben: „— eine Sklavin, die ihm diene," oder Ähnliches. Und wenn auch später gesagt wird: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein," so haben wir es hier mit einem ganz besonderen, einem speziellen Falle zu thun.

Wir könnten uns mit einer Bemerkung, wie sie gewöhnlich zum Reinwaschen gebraucht wird, aus der Schlinge ziehen, z. B.: „das Gesagte gilt ja nur für Eva. Weshalb sollen alle Frauen, muß das gesamte Geschlecht darunter leiden?" — Einer solchen Ausrede bedarf es durchaus nicht. Wir wissen, in welcher Bedeutung das zitierte Bibelwort gebraucht ist, und in dieser Beziehung ist und bleibt das Weib eben Weib. Ich meine das rechte, echte, unverfälschte, nicht das konträrfühlende, auch nicht jenes kalte, stolze, unnahbare Wesen ohne Sinnlichkeit, das bei der leisesten Berührung zittert, bei dem geringsten Versuche einer Annäherung sich ängstlich in sich selbst zurückzieht oder den Stachel hervorkehrt, die Arbeitsbiene.

Will das erstere auch diesem nachahmen: laßt es nur! Es gelingt ihm nicht. Mag es sich stellen und geberden, wie es will: es fällt doch von seiner vermeintlichen, angemessenen Höhe und giebt nach, indem es sich voll und ganz dem überläßt, den es liebt. Es versucht, mit dem Feuer zu spielen und verbrennt sich dabei. Mag es sich nun immerhin sträuben; mag es kämpfen, um, mit Aufbietung der ganzen ihm zu Gebote stehenden Kraft, mit Rasen und Toben, sich aus dem umschlingenden Spinnennetze zu befreien: es wird sich nur tiefer in dasselbe verwickeln und verstricken, sobald es den findet, der ihm überlegen ist. Und endlich sinkt es mit ohnmächtigem Weinen, welches bald einem seligen Lächeln plazmacht, dem geliebten Manne willen- und widerstandslos in die ausgebreiteten Arme.

Aber während es beglückt und verheißend zu ihm aufschaut, hebt es. Eine innere Angst hebt und senkt stürmisch seinen Busen. Es zittert vor der höheren Gewalt, dem kräftigeren

Willen des Ueberwinders, und es schaudert zugleich vor Furcht und Bangen bei dem Gedanken, daß er sie vielleicht nicht ganz versteht, ihr das versagen könnte, wonach ihr volles Wesen lechzt, all ihr Sein wild und heftig verlangt, ohne daß sie es auszusprechen wagt.

Da haben wir die Unterordnung, die halb unfreiwillige, das „Soll“! Denn wohl kann der Mann, vermöge seiner äußeren Kraft, die Frau zu dem zwingen, was er begehrt; nie aber ist es umgekehrt möglich. Was er verweigert, wird sie mit aller körperlichen Anstrengung nicht erreichen können.

Also haben wir wieder einen glänzenden Beweis des männlichen Vorranges! Warum noch weiter für das andere Geschlecht in die Schranken treten? — Die Rehrseite!

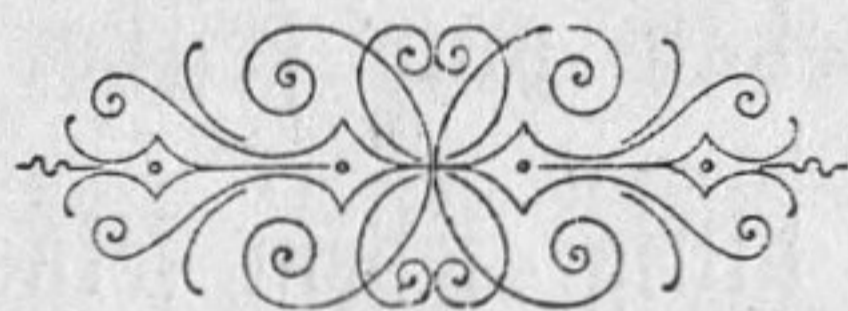
Was das Weib nicht mit physischen Mitteln fertig bringt, wird ihm mit psychischen fast ausnahmslos gelingen. Welcher List, welcher Höllenkünste es sich bedient, geht zuweilen über unsere Begriffe. Ob es mit kaltem Blute und ruhiger Ueberlegung in das Gefecht geht, oder sich mit heißer Leidenschaft in dasselbe stürzen soll: niemand weiß es besser, als die Frau selbst. Genug: sie gewinnt; sie erreicht, was sie bezweckte.

Der Mann muß die Waffen strecken, sich als Besiegter, Ueberwundener zu ihren Füßen winden. Gleiches mit Gleichem zu vergelten, versteht er nicht. Ihm fehlt in seiner Blumpheit das Raffinement; es mangeln ihm die nötigen geistigen und seelischen Gaben, so daß er nicht einmal eine Ahnung von dem Gewitter hat, welches sich über seinem Haupte zusammenzieht, und deshalb auch nicht rechtzeitig die nötigen Vorsichtsmaßregeln zum Widerstande treffen kann. — Hier ist der Ausgleich der weisen Natur. Weshalb wollen wir schwachen, menschlichen Geschöpfe uns gegen ihre ewigen Gesetze auflehnen?

Laßt das Weib selber wählen! Stellt es vor das entscheidende, unumwundene „Entweder=Oder“! Fragt, ob es auf die Vorrechte seines Geschlechtes verzichten kann, indem es dafür alle Gerechtigkeiten, aber auch alle Pflichten des Mannes eintauscht; hört seine aufrichtige Meinung, seine unzweideutig

gegebene Antwort darüber: dann erst könnt ihr versuchen, über einen Punkt wie Ehe und Liebe neue Gesetze aufzustellen, oder die bestehenden zu erhalten und zu befestigen!

Seid ihr auch im voraus überzeugt, daß die echte Frau freudig auf alles verzichtet, was sich ihrem Fühlen, ihrer vollen Hingabe in den Weg stellt, so habt ihr immer noch mit der großen Zahl konträrsexueller, wie Sinnlichkeitsloser „beiderlei Geschlechtes“ — man erlaube mir diesen Ausdruck, bis wir uns erst daran gewöhnt haben, das dritte Geschlecht richtig einzureihen! — zu rechnen.



4. Kapitel.

Das Eheleben von früher und jetzt.

Es ist recht und billig, jedem seine freie Meinung, sein offenes Urteil zu belassen. Wie er wählt, ist nicht unsere Sache. Wir haben unsere Pflicht und Schuldigkeit gethan. Wer von der Freiheit nicht Gebrauch machen will, der wird auch kaum verstehen, einen Ausschlag in der Ehefrage zu geben.

Man bummelt in dem alten Schlendrian weiter, schimpft und raisoniert weidlich, daß es so und nicht anders ist, läßt aber im Uebrigen den lieben Gott einen guten Mann sein; denn Ruhe ist ja die erste Bürgerpflicht. Und weil es ewiglich so gewesen ist, deshalb muß es natürlich auch gerade so sein und bleiben.

Trotzdem sagt der Dichter: „Denkungsart und Geschmack ändern sich mit den Zeiten. Man habe modernen Geschmack, man sei nicht altmodisch, sondern passe sich der Gegenwart an; aber niemals opfere man ihr zu Liebe die Güte des Herzens!“ Ich möchte dem Nachsage hinzufügen: „den ruhigen, scharfen, vorurteilsfreien Verstand, das klare, unbefangene Denken, das richtige, streng logische Urteil!“ — Es bedarf dann vieler stillen Minuten, mancher ungestörten Ueberlegung: denn „In seinen einsamen Stunden erhebt der Mensch am meisten. Er läßt Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges an seiner

Seele, an seinem geistigen Auge vorüberziehen; er fühlt mit Goethe das „Stirb und Werde!“

Er schaut nicht nur, wie es war, ist und sein wird, sondern es stellt sich auch vor ihn, wie es sein könnte, welche unvermeidlichen Folgen dieses oder jenes notwendig hat; es wird um ihn licht und lichter, und er sieht vor allem, daß es nicht durchaus so sein muß, wie es gerade jetzt ist, daß es aber auch längst nicht so von Ewigkeit her war, daß es noch vor ganz kurzer Zeit sehr anders gewesen ist. — Wir brauchen nur bis zu den Jahren zurückzugehen, „als der Großvater die Großmutter nahm.“ — Natürlich: „da war der Großvater ein Bräutigam.“ — Doch weiter? Was folgt?

Sittsam schritt die züchtige Maid neben dem Erwählten ihres Herzens auf dem Kirchenwege entlang, stand mit ihm vor dem Traualtare, vergoß Thränen der Rührung und entlockte solche der Festversammlung. Dann erhob sie getröstet das Haupt. Der liebe Gott hatte nun zu ihrem Bunde Ja und Amen gesagt. Er gab seinen Segen zu ihrem ferneren Lebenswege, und darum konnte es ja an Glück und Wohlergehen, an allem Guten nicht fehlen. — Wehe, wenn ein Teil seinem Gelübde, welches er feierlich vor dem Angesichte des Höchsten geleistet, untreu wurde!

Jeder fühlte mit voller, wuchtiger Schwere seine Verantwortlichkeit, den Ernst, die Heiligkeit seines Versprechens und hütete sich sehr wohl, dem zuwider zu handeln. Die Strafe folgt ja bekanntlich der Sünde hart auf dem Fuße. Nein, das durfte nicht sein! Man hielt an einander fest, wenn es auch zuweilen schwer war; man blieb sich treu und gab somit den schönsten Beweis dafür, daß die kirchliche Trauung, die lebenslängliche Verbindung allein das Richtige, die einzig rechte Lösung des Rätsels für Liebe und Ehe sei. — So war es früher. — Natürlich, wenn wir das Bild von der hellsten, von der Licht-Seite betrachten. — Und jetzt?

Ist es etwa anders? Geht man nicht gleichfalls in das Gotteshaus? — Sehr wohl. Man fährt sogar dorthin. Man

muß doch sein herrliches Kleid, sein prangendes Geschmeide, seine glänzende Garderobe überhaupt zeigen. Außerdem gehört es „zum guten Tone“, zur Sitte der vornehmen Welt, sich trauen zu lassen. Das giebt dem Ganzen erst Pomp und Gepränge, die nötige, feierliche Würde, die erhabene Weihe — des Großartigen. Der Pöbel mag sich mit dem Standesamte begnügen; die Reichen und die Großen gehen bei dieser Gelegenheit in die Kirche. So will es der Brauch, und nur garnichts thun, was sich nicht schickt, was nicht *comme il faut* ist!

Mit Achselzucken, voller Mitleid blickt man auf so ein Professorlein, das es wagt, der Gewohnheit Hohn zu sprechen, indem der Gelehrte seine Ansichten nicht verleugnen, sondern seiner Meinung treu bleiben will. Was thut es, ob man glaubt oder nicht glaubt, ob man anderen Göttern dient oder das „*Ecce Ego*“ zum Wahlspruche hat und das liebe Ich anbetet, ob man vor der erhabenen Mutter Natur kniet, oder sich zu einer ganz anderen Konfession bekennt als zu der, dessen Priester jetzt segnend die Hand zusammenfügt mit derjenigen des Weibes, welches nun die stete Begleiterin auf dem gewundenen Lebenswege, durch die Irrpfade des Schicksals sein soll? Es ist ja doch alles nur Form, nur Modesache. Und weil es Mode ist, darum gefällt es; wenigstens muß man so thun, als ob es einem zusagt, wenn man sich nicht lächerlich machen will.

Selbst diejenigen, welche mit Vertrauen und Zuversicht vor den Altar des Herrn treten, sind sich bewußt, daß es nicht dieser Akt ist, welcher sie verbindet, sondern daß die Vereinigung bereits durch den Beamten des Staates, den gleichgültigen Bureaukraten, stattgefunden hat. Wo bleibt da die Würde, die Feierlichkeit?

Er zeichnet seinen Namen, den er vorher vielleicht für diesen Zweck recht fein eingeübt hat; sie setzt den ihren darunter, zum ersten Male — beileibe nicht! dann könnte man sich ja verschreiben! — den neu angenommenen. Die Zeugen müssen

die ihren hinzufügen, und endlich macht der würdige Vertreter des Gesetzes den Schluß.

So: jetzt sind sie Mann und Frau; niemand kann daran vorläufig etwas ändern. — Was Wunder, wenn man es nun mit seinem Gelübde vor Gott nicht mehr so genau nimmt? Das bindet ja ebensowenig, wie ein noch im letzten Augenblicke gesprochenes Nein lösen würde. Man hat einen Vertrag mit einander geschlossen, wie man ihn auch beim Kaufe eines Grundstückes, beim Vermieten eines Hauses machen würde.

Man hütet sich, öffentlich dagegen zu verstoßen. Man hat auch vielleicht aus wahrer Liebe geheiratet und bleibt standhaft und treu. Oder man nimmt sich vor, edel zu sein. Aber dieses „Edelseinwollen“, welche Gefahren, welche Klippen birgt es in sich! Wie leicht führt es zur Verknöcherung! Man glaubt, es endlich erfaßt zu haben und will mit aller Gewalt daran festhalten; da hat uns auch schon der Bequemlichkeitstrieb, der pharisäische Hochmut angeschmiedet, und wir betrügen uns selbst! —



5. Kapitel.

Der Mann als Polygame.

Aus Bogen, aus Streben und Pfeilern muß sich die Menschheit bauen," sagt Zarathustra, „aus sich selbst herausbauen muß sich der Mensch, mit dem Charakter, dem reinen Herzen als Untergrund, den Leidenschaften als Streben und dem hohen Sinn als Pfeilern.“

Ähnliche Aussprüche schwirren dem in einsamen Gedanken Träumenden im Gedächtnisse herum, werden ihm täglich von guten Freunden vorgehalten, die ihn hänseln wegen seines „bei der Stange bleiben“.

Die Reaktion ist da. Er hört aus allem nur das heraus, was ihm zusagt. Nur garnicht für einen Duckmäuser gehalten werden! Auch er ist ein Mensch; auch er hat Blut, warmes, heißes, kochendes Blut. Die Leidenschaft, die Leidenschaft! sie ist es; sie nur kann als Streben dienen! Weshalb sich ihr entziehen? Wem thut er Unrecht? Wem schadet er?

Er hat doch durch seine Ehe nur einen Kontrakt geschlossen, ein gemeinsames Abkommen getroffen zur gewissenhaften Erziehung der rechtmäßigen Kinder. Erfüllt er sein Versprechen nicht? Gewiß. — Er will ja auch nicht öffentlich sündigen, durchaus nicht! will seine Angehörigen nicht dem Spotte, dem Mitleide preisgeben; aber er ist ein Mensch von Fleisch und Bein; er hat außer seiner Seele, seinem Geiste einen Körper. Jeder ist sich selbst der Nächste. Auch er will, muß leben, lieben, genießen. Machen es nicht tausend andere ebenso? Ausnahme spielen zu wollen, schließt immer etwas

recht Bedenkliches in sich. — Auf diese Weise wird das Gewissen beruhigt, solange überhaupt noch ein solches vorhanden.

Bedarf es stärkerer Beschwichtigungsgründe, so liegen auch diese nicht weit. Hat er jemals seinem Weibe eine falsche, unsinnige Leidenschaft geheuchelt? Haben sie nicht im gegenseitigen Einvernehmen eine Vernunfttheirat geschlossen, wie sie ja heute an der Tagesordnung?

Sie begehrte einen Titel, einen Namen, als sie einwilligte, die Seine zu werden, fürchtete sich auch vor dem verachteten Lohse der „alten Jungfer“. Er bedurfte ihres Geldes, um fernerhin „standesgemäß“ auftreten zu können. So wurde man einig.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß ähnliche Bündnisse nicht auch früher in der „guten, alten Zeit“ geschlossen wurden. Spricht doch schon Aristoteles von den Erbtöchtern der Lacedämonier und anderer Völkerschaften. Die Römer werden ärztlicherseits vor Geldheiraten gewarnt, und bei unseren Vorfahren war es nicht besser. Doch in der kirchlichen Trauung lag wenigstens Logik, lag Sinn. Man hatte vor dem Höchsten ein Gelübde gethan, welches man nicht aus bloßer Leichtfertigkeit zu übertreten wagte, während eine Namensunterschrift, die eine einfache Formalität der Leute wegen, doch weiter nichts auf sich hat.

Was Menschenhände binden, können Menschenhände lösen. Man habe nur den Mut, sich über die Meinungen der Menge hinwegzusetzen; man verstehe es, „ohne Moral“ zu leben; man komme beim „Jenseits von Gut und Böse“ an: dann hat man gewonnen Spiel; man steht auf der Höhe, und niemand hat ein Recht, den geringsten Einspruch zu erheben. — Philosophiert man weiter, so kommt man zu dem Schlusse, daß jeder billig denkende Mensch gewiß einsehen wird, daß der Mann Polygame.

Daran ist nichts zu ändern; also lasse man ihn seiner Beschaffenheit gemäß leben und zwingen ihn nicht zu einem naturwidrigen Wandel! — Womit aber will er beweisen, daß

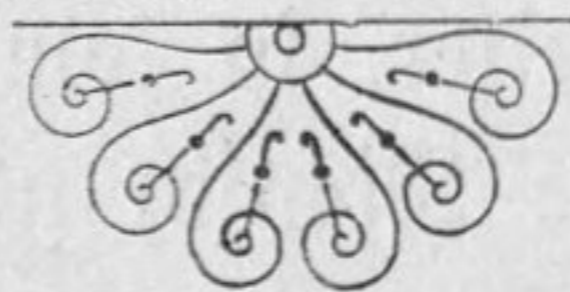
er zur Polygamie bestimmt? — Zunächst aus der Bibel. Die Führungen der Erzväter, das Verhalten eines David, eines Salomo, welche uns stets als Hauptmuster hingestellt werden, sprechen laut genug.

Ein weiteres Beispiel liefert die Geschichte. Haben nicht ganze Völkerschaften diese allein richtige Form des Ehelebens eingeführt? Man denke an die vielen Muhamedanerstämme! — Alles beweist, daß wir nicht des Weibes, sondern der Weiber bedürfen.

Wenn dem so ist, weshalb tritt das Gesetz diesem in den sogenannten zivilisierten Staaten entgegen? Warum versagen die christlichen Reiche einer Doppelehe ihre öffentliche Anerkennung, ja, belegen die in diesem Punkte Frevelnden mit harten Strafen, während man doch, wo imgeheimen gefehlt und gesündigt wird, ein Auge zudrückt und die Bordelle, sowie andere Tempel der Lust sogar sanktioniert?

Pfui! über diese Heuchelei, diesen Schein der Gerechtigkeit! Ist es wirklich wahr, daß für den Mann eine zu wenig ist und zwei nicht genug sind, und meint man, daß die wahre Sittlichkeit nur in der „Ehe“, nicht in der „freien Liebe“ liege, so gebe man doch die Heirat mit mehreren zu!

Man wird sich wieder auf Gottes Wort berufen wollen, wie dieses ja, namentlich im protestantischen Deutschland, so gern geschieht. — Wo ist hier die betreffende Vorschrift? — Die Erzväter waren Männer nach dem Herzen Gottes; David und Salomo waren seine besonderen Lieblinge. — Und das neue Testament? —



6. Kapitel.

Etwas über das Maitressenwesen.

Wenn wir drehen und deuteln wollten, so könnten wir vielleicht einem Worte Pauli eine recht bedenkliche und gefährliche Erklärung unterchieben. Es ist der bekannte Ausspruch, um dessentwillen schon so mancher Feder- und Zungenkrieg zwischen Evangelischen und Katholiken ausgefochten worden ist: „Heiraten ist gut; Nichtheiraten ist besser.“

Die letzteren gründen darauf die Ehelosigkeit der Geistlichen; — wenigstens ist er ein starker Beleg für sie; — die ersteren behaupten, daß dieser Satz nur Gültigkeit hat in einer Lage, wie sie der des Apostels entspricht. Er konnte doch auf seinem Wanderzuge von Stadt zu Stadt, von Land zu Land nicht noch „unnützes Gepäck“ in Form eines angetrauten Weibes mit sich führen!

Wie aber, wenn der Kirchenfürst an dieser Stelle der „freien Liebe“ das Wort reden will? — Auch die übrigen Apostel und großen Gottesmänner des neuen Bundes waren unvermählt.

Waren sie nicht auch Menschen? Schwelgten sie in heimlichen Sünden? hatten sie keine Zeit zum Lieben? waren sie sämtlich konträr oder ohne Sinnlichkeit? ist es dennoch wahr, was man heutzutage als „Es war einmal“, als ein Märchen aus der Vergangenheit hinstellen möchte, daß man die Lüste des Fleisches kreuzigen kann, dem weltlichen Verlangen und Begehren nicht nachgeben braucht, wenn man sein ganzes Denken und Streben ernstern, höheren Dingen zuwendet? oder

wollten uns endlich alle diese Helden ein Beispiel, nicht bloß mit Worten, sondern durch die That, geben, daß die Liebe, wo man sich ihr hingiebt, an keine Regeln und äußeren Formeln gebunden sein soll, daß sie frei sein muß von jeglichem Zwange, frei von dem Gesetze, daß sie über demselben zu stehen hat, wie auch ihre Geschwister, die Hoffnung und der Glaube, es verlangen?

Mögen die Jünger des Herrn dieses oder jenes bezweckt haben oder auch mehreres zu gleicher Zeit; niemals haben sie doch gesagt: „Heiratet die eine, und liebt die andere!“

Und erlaubte nicht sogar Luther, der es gewiß mit dem Schriftworte genau nahm, dem Landgrafen Philipp von Hessen, neben seiner ihm zuerst angetrauten Gattin eine zweite zu freien? — Setze man diesen Schritt des Fürsten aus, wie man will: man wird ihm nicht absprechen können, daß es sehr löblich war, so mit einem Schlage dem widerlichen Maitressenwesen ein Ende machen zu wollen.

Daß es beim guten Willen geblieben ist, da man ihm nicht nachahmte, weil man das Hergebrachte gar zu angenehm und bequem fand, ist nicht seine Schuld.

Und wie unendlich viel Gutes hätte durch die Aufhebung dieser Schürzenregentschaft gestiftet werden können! Zustände, wie sie z. B. eine Marquise von Pompadour heraufbeschwor, wären unmöglich gewesen.

Daß Frauen wohl fähig sind, das Ruder des Staates mit kräftiger Hand zu führen, und das Steuer richtig zu lenken, hat eine Elisabeth von England glänzend bewiesen. — Aber ein anderes ist es, wenn ein Weib selbständig regiert, ein anderes, wenn es dem, welcher der wahre Herrscher sein soll, gebietet. Im ersteren Falle wird es alles daran setzen, seinem Namen Ehre zu machen, einen unvergänglichen Ruhm zu gewinnen, ein gesegnetes Andenken zu erwerben bei Kind und Kindeskindern, bei Mit- und Nachwelt.

Die Favoritin jedoch wird nur darauf bedacht sein, ihrem Vergnügen zu leben; sie wird ihren Pantoffelhelden bald

hierher, bald dorthin zerren, ganz wie es ihr Lust und Laune eingeben. Was kümmert sie das Wort: „Was man scheint hat jedermann zum Richter; was man ist, hat keinen“? Sein und Schein fallen meist bei ihr zusammen; — insofern wenigstens müssen wir sie als „sittlich“ bezeichnen; — aber das ist auch alles. Der Idealismus geht sie weiter nichts an.

Sie will Weib sein, Weib vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, und als solches will sie leben und genießen. Hat sie keine Rechte, braucht sie auch keine Pflichten erfüllen, keine höheren Zwecke verfolgen. Das Ziel der Buhlerin ist die Lust, — das der Königin das Sittlich-Schöne. —

Ist es da nicht besser, man räumt ihr die nötigen Gerechtigkeiten ein? Muß ihr eigenes Geschlecht nicht dafür sorgen, damit seine Würde nicht mit Füßen getreten werde?

Deshalb ist es gewiß grausam und zu weit gegangen, Philipps erste Gemahlin zu tadeln oder zu verdammen, weil sie ihre Einwilligung zu der Doppelehe gegeben, dieselbe sogar befürwortet hat. Es ist nicht unparteiisch, sie darum leichtfertig, ehrvergessen, frivol zu nennen. — Ob jedes Weib so handeln, eine zweite, vielleicht auch dritte Gleichstehende neben sich dulden kann, das ist eine andere Sache.

Im Großen und Ganzen kommt es hier, wie überall, wohl nur auf die Gewohnheit und Erziehung an. — Die Türkin vermag es und würde vollständig bestürzt und verwirrt sein, brächte man dieselbe plötzlich in unsere Eheverhältnisse.

Meint indessen die christliche Frau, dem sich nicht anbequemen zu können, nun, so heirate sie eben nicht! Das hängt ja einzig und allein von ihrem Willen ab. — Oder sie setze es durch, daß für sie dieselben Gesetze geschaffen werden wie für den Mann! —



7. Kapitel.

Die Polyandrie.

Nein, jetzt dürfte die Sache aber doch zu bunt werden! — Eine Vielmännerei in unserem modernen Europa! zur Zeit des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts, welches bereits seine Boten vorausschickt und seinen Glanz ankündigen läßt mit lenkbarem Luftschiffe, alles durchdringenden Strahlen &c. &c.! — Was gäbe das für eine Wirtschaft? Dagegen dürfte die polnische noch golden sein. — Der Mann heiratet so und so viele Frauen; das Weib nimmt die nötige Anzahl Männer dazu: prächtig! Wo fängt da die Familie an; wo hört sie auf? — Das ist etwas vollständig Unmögliches, total Undenkbares!

Es behauptet ja auch niemand, daß sich dergleichen ausführen läßt. Die Arbeit bezweckt durchaus nicht, Vorschläge zu einer Umwälzung, einer Neugestaltung zu geben. Sie will nur erörtern, ob man die „freie Liebe“ als sittenlos bezeichnen muß, oder ob nicht vielmehr unsere jetzt bestehenden Eheverhältnisse dieses Attribut verdienen. Wird man von dem einen oder anderen überzeugt und hat den Mut, darnach zu handeln, umso besser. — Nur vergesse man gar nie, daß alles, was das eine Geschlecht fordern darf, auch dem andern freisteht zu verlangen, wenn schon vielleicht zum eigenen Nachtheile!

Mit demselben Rechte, mit welchem der Mann behauptet: „Ich bin Polygame,“ kann die Frau diesen Ausspruch thun und die Polyandrie für sich in Beschlag nehmen. Sie hat nicht weniger gewichtige Gründe, auf welche sie sich stützt, als ihre andere Hälfte.

Man wird dieses bestreiten wollen. — Erst hören, dann urteilen!

Da ist zuerst wieder die Bibel. — Nun? — Hier scheitern wir natürlich schon mit unserer Beweisführung? — Ganz und garnicht. — Lesen wir im alten Testamente nicht gerade von Weibern, die sich die Kostspieligkeit vieler Männer erlaubten, so kommt dieses zum Teile wohl daher, daß hier überhaupt die Frau weniger in Betracht kommt, mehr in den Hintergrund gedrängt wird.

Wir vernehmen gar nicht einmal etwas Sicheres über die Töchter Adams und Evas, des ersten Menschenpaares; und ohne solche konnte sich die Erde doch unmöglich so schnell mit vernünftigen Geschöpfen anfüllen.

In der Geschichte Jakobs, in welcher die Söhne uns zur Genüge vorgestellt werden, würden wir kaum das Vergnügen der Bekanntschaft seiner weiblichen Nachkommen genießen, wenn wir nicht ganz flüchtig erfahren hätten, daß dieselben mit auftreten, um ihren bekümmerten Vater zu trösten.

Gerade das neue Testamente, welches keine Haremsgeschichten bringt, führt uns Frauen vor, denen ein Mann nicht genügte. Hier haben wir die Ehebrecherin; wir begegnen der Samariterin am Brunnen. Und Christus verdammt diese Geschöpfe nicht. Er naht ihnen vielmehr mit seiner allerbarmenden, verzeihenden Liebe und Gnade. Er spricht sogar das bedeutungsvolle Wort aus: „Sie hat viel geliebt; darum wird ihr viel vergeben.“

Wieder der Ausgleich!

Auch die Geschichte schweigt uns nicht. Der Türke hat seine Anzahl Frauen. — Die Feuerländerin, wie die Singhalesin halten sich ihren genügenden Vorrat von Männern. —

Und wie war es bei den Griechen? — Der Mann heiratete eine Frau. Die besorgte seinen Haushalt, hatte die Mühe mit den Kindern, solange diese klein, und an das Haus gebunden, noch nicht dem Staate übergeben werden konnten. Im Uebrigen hatte sie nicht zu mucksen. Sie war der Zeugung wegen da; sonst brauchte man so ein untergeordnetes Geschöpf nicht.

Eine moderne Liebe, ein Gefühlsleben, ein Zusammenstimmen von Seele und Geist, ein sich Versenken in einander: kannte das klassische Altertum nicht. Der Gatte war viel zu sehr nach außen hin beschäftigt, in politische Angelegenheiten verwickelt, als daß er Sinn für ein geordnetes Familienleben hätte haben können. Jeder Geschmack daran fehlte ihm.

Aber der Naturtrieb mußte befriedigt werden. Auch bedurfte das Land eines Zuwachses an neuen Bürgern. Folglich hatte er für Nachkommen zu sorgen. Das war sein Geschäft, seine Pflicht und Schuldigkeit. Es wurde ihm sogar vorgeschieden, wie viele Kinder er zu schaffen hatte, und wann Halt zu machen war. Sobald Gefahr im Anzuge, über das gesteckte Ziel hinauszugeraten, mußte man sich eines Abortivmittels bedienen, natürlich rechtzeitig genug, bevor die entstehende Frucht Leben oder Bewegung verriet.

Als die Sitten noch ziemlich roh waren, kam es bei den wilderen Stämmen, z. B. bei den Spartanern, wohl vor, daß die Männer ihre Frauen dem Gastfreunde liehen, als besonderes Zeichen ihrer Gunst. Und sie hielten es nicht für einen Ehebruch, wenn sich die Gattin einem anderen hingab. — Aber dieses waren Ausnahmen, die um so leichter zu entschuldigen, da ja der Mann, der fast sein ganzes Leben sich draußen im Kriege herumzuschlagen hatte, seinem eigenen Hauswesen fast vollkommen fremd gegenüberstand.

In den gesitteten Reichen hielt man auf strenge Zucht. Bei den Athenern heißt es ausdrücklich, daß man einen Verheirateten, der außerhalb der Ehe Coitus treibt, als ehrlos betrachten soll. Daß das vermählte Weib nie einem anderen angehörte, war ganz von selbst verständlich.

Wir haben also hier ein bedeutendes Volk vor uns, welches uns zeigt, daß weder der Mann die Polygamie beansprucht, noch das Weib die Polyandrie für sich verlangt, sondern daß beide Monogamen.

Wäre es den Griechen nicht Bedürfnis gewesen, so zu leben, sie hätten gewiß ihre Einrichtungen anders getroffen.

8. Kapitel.

Die Heuchelei im heutigen Eheleben.

Sich Zwang aufzuerlegen, das gab es in dem Altertume nicht. Man war in diesem Punkte offen und ehrlich, woran es uns leider heutzutage fehlt. Und darin liegt die Sittenlosigkeit der jetzigen Zustände. Was man sich scheut, öffentlich zu thun, ehrlich zu bekennen, ist Unrecht und Sünde. Alles Heucheln, Versteckenspielen ist einer großen, edlen Natur unwürdig.

Wer sich in Griechenland nicht in die Monogamie hineinfinden konnte, der zeigte dieses aufrichtig. — Geistigbedeutende, hervorragende Frauen, die sich für den Zwang des Ehelebens nicht geschaffen fühlten, welche die Sklavenketten nicht tragen, sich der Zurücksetzung und Erniedrigung nicht preisgeben mochten, verschmähten die Heirat.

Hatten sie sinnliche Lüste, so wählten sie den Gegenstand ihrer Neigung nach eigenem Geschmacke und bekannnten sich aufrichtig und mit Stolz als das, was sie waren: Priesterinnen der „freien Liebe“. Solch ein Weib, eine Hetäre, war bei den Hellenen nicht verachtet; im Gegenteil: es erfreute sich eines hohen Ansehens. Konnte sich doch schon ihr Name einer selbstbewußten Verwandtschaft rühmen, da man unter Hetären Vereinigungen der Bornehmen in den Demokratien verstand.

Nur außereheliche Kinder, die übrigens bei den Griechen nicht allzu häufig waren, — eine strenge Vorschrift gegen Abortivmittel bestand dort nicht, obgleich man es nach dem „Eid“ des Hippokrates vermuten könnte — blieben rechtlos.

— Man hielt also im Grunde die Monogamie für das dem Menschen Natürliche.

Anderere Staaten liefern uns den gleichen Beweis.

Da stehen wir nun wieder ratlos und fragen uns, was zu thun ist. Ist der Mann Polygame; ist er Monogame? wozu neigt das Weib am meisten? — Wie immer kommen wir zu dem Endresultate: „Eines schickt sich nicht für alle.“

Darum sollten wir uns den Kopf nicht weiter zerbrechen, sondern einfach die Sache laufen lassen, wie sie will; wir ändern doch nichts an derselben. — Ja, das hieße die Flinte in das Korn werfen, sich feige vor dem Feinde verkriechen und sich scheu zurückziehen, wo wir kämpfen müssen. Und ein ernstes Streiten und Ringen wird von jedem verlangt, wenn er wirklich Verkehrtes, Falsches, Unrechtes sieht. Ein gewissenhafter Mensch hat da energisch einzuschreiten, wo sich total ungesunde Zustände, wie es unsere heutigen sind, breit machen.

Was ist das Ungesunde an ihnen? — Die Heuchelei.

Mit selbigem Vertrauen begiebt sich das Weib in die Ehe. Hat es schon eine heimliche Furcht vor der seiner harrenden Enthüllung des großen Geheimnisses, so verläßt es sich doch auf den, welchen es liebt; es ahnt ja nicht, daß er weniger unbefangen, als es selbst, nicht mehr unschuldig und keusch, kaum noch imstande, die reinen Freuden edler Liebe zu genießen!

„Warum macht die Frau die Augen nicht auf? Wenn sie das Leben nur verstehen wollte, nur darauf achten, was um sie herum vorgeht, sie wäre eingeweiht genug, längst bevor es nötig.“

Die so sprechen, mögen recht haben in dem, was die Südländerin anbetrifft. In ihrem Lande ist man in der Unterhaltung im Punkte des geschlechtlichen Verkehrs nicht allzu prüde. Man hört da in den Gesellschaften, in den sogenannten anständigen, ersten Gesellschaften, über Dinge sprechen, welche man sich in anderen Gegenden, sogar in sehr vertrauten, intimen Kreisen, kaum zuzuslüstern wagt.

Daran gewöhnt, über derartige Dinge zu reden und selbst

den nötigen Senf dazuzugeben, werden ihr dieselben zur Gewohnheit. Sie schreckt nicht davor zurück, sich einem Manne hinzugeben, von dem sie überzeugt ist, daß er vor ihr schon viele, sehr viele andere in gleicher Weise im Arme gehalten. Was kümmert es sie? Wenn er nur nachher standhaft bleibt und festhält: das genügt; fragt er sie doch auch nicht, ob seine Lippe die erste, auf welche sich die ihre mit heißem Drucke preßt.

Jetzt aber beginnt die Heuchelei. Natürlich ist der Gatte treu, soweit die Augen seiner Ehehälfte reichen; es jedoch im Geheimen zu bleiben, vermag er nach seinem bisherigen Lebenswandel nicht mehr.

Sie fühlt sehr bald die entsetzliche Gleichgültigkeit, das rein Geschäftliche ihres gegenseitigen Verkehrs. Eine unendliche Leere nimmt von ihrem Inneren Besitz. — Dann stürzt auch sie sich in den Strudel der Vergnügungen. Sie ist ja schön und begehrenswert. Wie sollte es an Käufern fehlen? Sie schwelgt, bis sich Uebersättigung einstellt.

Auch er hat genug genossen. Er sehnt sich nach Ruhe. Doch wohin? Zurück in sein verlorenes Paradies? sein süßes Familienglück?

Mit einem gewissen Grausen schaut er auf die Trümmer desselben, wie der Schiffbrüchige in einer öden Insel ein rettendes Eiland sieht. Er klammert sich noch einmal daran fest. Aber es kann ihm das nie mehr bieten, was es ihm einst von fern versprochen hat.

Ein großer Ekel ergreift ihn, von welchem sie gleichfalls angesteckt wird. Mit diesem Gefühle neben einander herzuwallen: das ist das Ende vom Liede.

Ist dieses Sittlichkeit?



9. Kapitel.

Die Erziehung unserer Landkinder.

Und noch mehr sündigt man betreffs des Versteckenspiels im Norden, wo die Mädchen vollkommen unschuldig und unbewußt des schamlosen Treibens, welches sich um sie herum breit macht, aufwachsen.

„Das ist ihre Schuld. Warum sind sie blind? Sie könnten auf dem Lande, angesichts der großen Viehzüchtereien, wie auch in dem Treiben der Mägde und Knechte auf den Gütern genug sehen.“

Haben die, welche so sprechen, eine Ahnung von der Erziehung unserer Kinder — ich meine natürlich derjenigen der gebildeten Stände — in Deutschland, speziell in Norddeutschland?

Wie ängstlich wird da alles fern gehalten, was die jungen Herzen mit dem geringsten Vermuten von dem Schmutze und der Gemeinheit des Lebens erfüllen könnte! mit welchem Zartgefühl vermeidet man in ihrer Gegenwart jedes diesbezügliche Gespräch, jede leise Anspielung! Wie streng hält man die Kleinen von dem Verkehre mit den Dienstboten, mit den „Leuten“ zurück!

Unter beständiger Überwachung der Eltern, der Erzieherin, die in geschlechtlicher Beziehung oft fast gerade so unschuldig, naiv und unbefangen ist wie ihre Zöglinge selbst, wachsen dieselben auf. — Ich hörte einmal einen Knaben seine Lehrerin fragen: „Fräulein, woher kommen eigentlich die kleinen Brüder und Schwestern?“ — Das Märchen vom Storche wird den Denkenden doch mit der Zeit zu unwahrscheinlich. — Worauf

diese ganz ruhig antwortete: „Das weiß ich selbst nicht, Kurt; ich habe noch kein Kindchen gehabt; da mußt Du zu Deiner Mama gehen.“

„Nein, solche Dummheit geht aber zu weit! Hat die Betreffende denn niemals Naturwissenschaftsunterricht gehabt?“ —

Selbstverständlich. — Sie war sogar eine der besten Schülerinnen in diesem Fache, in welchem sie sich bei der Prüfung mit Glanz auszeichnete. — Nur forsche man nicht weiter, wie man in Mädchenschulen Zoologie, Botanik u. s. w. studiert!

Will eine aufgeklärte Lehrerin oder ein nüchterner Professor einmal andere Bahnen einschlagen, so kommt er gut dabei an! Die Backfischlein stecken die Köpfe zusammen, fangen an zu tuscheln, und sich anzustoßen. Die eine oder die andere „junge Dame“ wagt es, ihrer Entrüstung offen Ausdruck zu geben.

Der Geistliche der Anstalt wird auf die Angelegenheit aufmerksam. Ist er streng orthodox oder fanatisch katholisch, so ist es natürlich seine erste Pflicht und Schuldigkeit, der Regierung Bericht zu erstatten, derselben die Sache mit all ihren Schrecknissen, all ihren energischen „Wider“ zu unterbreiten. Ein „Für“ wird selbstverständlich totgeschwiegen. Ein solches existiert überhaupt nicht.

Der überführte Sünder erhält von Oben seinen wohlverdienten Küffel, seine „Nase.“ Begiebt er sich zum zweiten Male auf das Glatteis, so hat er auf seinen Laufpaß nicht lange zu harren.

Er hätte wissen sollen, wie Mädchen Naturgeschichte verdauen müssen. Setzt man ihnen das Gericht nur in der rechten Zubereitung vor, so mundet es schon, ohne daß Unbehagen, Uebelkeit, Kopfsweh etc. darauf folgen. Obiges Beispiel hat uns dies zur Genüge gezeigt.

„Wie aber wird sich die Mutter des kleinen Kurt heraus helfen?“ — O, ganz einfach!

Wenn das Söhnchen kommt, um ihre Meinung über das interessante Ereignis zu vernehmen, giebt sie ihm kurz zur

Antwort: „Darnach haben Kinder nicht zu fragen. Warte, bis Du größer geworden bist!“

Der Knabe schweigt und geht. Er ist so daran gewöhnt, eine höhere, unfehlbare Autorität über sich anzuerkennen, die ihm heilig ist, daß jeder Einwand unmöglich.

Der Zwang ist auch garnicht so unerträglich, wie wir annehmen könnten. Diese Unterordnung einem überlegenen Willen, einer höheren Einsicht gegenüber ist eben vollständig zur Gewohnheit geworden und deshalb nicht fühlbar. Außerdem ist unseren Kindern, nach anderer Richtung hin, soviel Spielraum gelassen; sie haben so unendliche Freiheiten, sich in Flur und Feld, in Wald und Hain, zwischen Berg und Fels zu tummeln: daß sie die Einschränkung auf der einen Seite kaum merken. Sie empfinden nicht, daß es noch etwas giebt, von dem sie keine Ahnung.

Und fangen sie gar einmal ein unverständliches Wort auf, bringen dieses, gewöhnlich zu der unrichtigen Zeit, am ungeeignetsten Orte, mit Stolz an, so heißt es einfach: „Das paßt sich nicht; das ist unschicklich; nie darfst Du dergleichen wieder in den Mund nehmen!“

Als der kleine Kurt einmal die Gärtnerstochter, welche jeden Tag ihre Niederkunft erwartete, längere Zeit beobachtet hatte, bat er die Mama, derselben ein neues Korsett schenken zu wollen. Sie habe alle Stangen zerbrochen und sähe darum so unanständig aus.

Die Mutter kämpft das Lachen nieder und verspricht ihrem Lieblinge die Erfüllung seiner Bitte. Gleichzeitig sagt sie ihm aber, „daß er nie wieder von Korsett und Aehnlichem reden dürfe. Das schicke sich nicht. Wohlerzogene Kinder sprächen niemals von Untergarderobe u. dgl.“

Beschämt zieht der also Heruntergekanzelte ab. Er will es sich merken.

Das „Warum“ jedoch bleibt ihm ein Rätsel. Darnach hat ein gehorsamer Bube, hat eine artige Tochter nicht zu fragen.

Aber unsere Kleinen werden größer. —

10. Kapitel.

Der Knabe in der Stadt.

Die Knaben wandern in das Kadettenkorps oder auf das Gymnasium der nächsten Stadt. Hier treffen sie mit „erwachsenen“ Pensionsbrüdern zusammen, vor denen sie natürlich einen „riesigen“, einen „hellsicheren Respekt“ haben.

Die „Großen“ sind selbstverständlich längst eingeweiht in allem, was zum Leben, zum wirklichen Genuß und rechtem Verständnisse desselben gehört. Trotz des ziemlich strengen Internates stehen ihnen Mittel und Wege genug offen, um zu ihrem Ziele zu gelangen; denn dem „Manne“ ist alles erlaubt, und wenn er gut zahlen kann, finden sich Helfershelfer all überall.

Der lange Primaner erzählt dem Freunde dort gerade ein „famoses Abenteuer“. Mit Spannung lauscht der Neugekommene, ohne indessen den Sinn der Geschichte zu verstehen. — Wavon mag der andere nur so klug sein? Ob das auch wohl in den Büchern steht? — Während zuhause die Lektüre immer sorgfältig ausgewählt wurde, ist es jetzt in seinem Belieben zu lesen, was ihm gefällt, vorausgesetzt, daß er es sich verschaffen kann. — Die Kameraden haben Auswahl. Er nimmt das erste, beste, was ihm in die Hand kommt.

Es sind frische Kampfgesänge gegen die Welt. Der Verfasser kehrt den politischen Flugastall. Er sprudelt von Witz und Geist in jedem Federzuge. Hei! wie die Funken sprühen, die Blitze der Beredsamkeit leuchten! Da möchte man selber mit dreinschlagen! — Gegen wen?

Sa, ist denn in unserem Vaterlande nicht alles in Ordnung, nicht jedes Ding, wie es sein sollte? — Das hatte er vorher nicht gewußt; niemand hat ihm je dergleichen gesagt. Er stutzt und wird verwirrt.

Hestiger drängt sich der Gedanke in den Vordergrund: „Da ist noch etwas, das man dir verbirgt; es giebt Dinge, die du nicht verstehst, aber welche du wissen müßt und willst.“

Sa, wenn jetzt ein Berufener käme, der die nötige Aufklärung mit wissenschaftlicher Ruhe, ohne Pikanterie gäbe: es wäre anders um sein späteres Treiben bestellt! Doch da ist niemand, an den er sich zu wenden wagt. Er würde gewiß zur Antwort erhalten: „Darnach hast Du nicht zu fragen; warte, bis Du älter bist!“

Weil jedoch die Neugierde fort und fort plagt, faßt er sich schließlich ein Herz und nähert sich erregt und schüchtern dem großen Genossen. Der wehrt ihn, jedoch wenig entschieden, mit einem seltsamen Lächeln ab, welches zu sagen scheint: „Ich möchte wohl, wenn ich nur wüßte,“

Der Wissensdurstige wird zudringlicher.

„Eigentlich bist Du noch zu jung; darum laß mich!“

Das „Eigentlich“ hat genug gesagt. Deshalb wird die Bestürmung fortgesetzt.

„Kannst Du schweigen?“

„Auf mein Ehrenwort!“

Die Primaner gebrauchen natürlich stets diesen Ausdruck. Soviel hat er schon gelernt. Das genügt auch.

Der erfahrene Freund kramt aus dem untersten Fache seiner Kommode, aus dem verstecktesten Winkel ein halbzerrißenes Buch hervor.

„Das lies; aber daß es gar niemand sieht!“

Dies läßt sich der Uneingeweihte nicht zweimal sagen. Er verschlingt den Inhalt, indem er Nase, Mund und Ohren dabei aufsperrt; und wo es an Verständnis fehlt, hilft der Klügere getreulich nach.

Jetzt ist es nicht mehr als recht und billig, den also an

Kenntnissen Bereicherten, den theoretisch Erfahrenen auch praktisch auszubilden. —

Bei seinem ersten Versuche ist sein Wollustgefühl halb mit Ekel und Abscheu gemischt. Er hat Pech gehabt, da er in dem geheimnisvollen Hause eine recht alte Venus vorfand, die sich mit Hilfe einer dicken Schicht von Schminke ein jugendfrisches Aussehen verschafft, wenigstens den Versuch dazu gemacht hatte. In seinem Uebereifer, garnicht um einen Fuß betrogen zu werden, hat er soviel Farbe von der Wange gesogen, daß er fast eine Bleivergiftung davongetragen.

Wie sonderbar schmeckte das Bier hinterher, dessen Genuß man sich natürlich auch in einer verbotenen Kneipe hingiebt! Wie eigentümlich ist ihm zu Mute! Nein, es ist doch nichts mit der sogenannten Liebe!

Aber die Erfahrung des zweiten Males ist günstiger. Gewiß ist es wahr, daß Abwechslung die Würze des Lebens ausmacht, und daß der Appetit mit dem Essen kommt. — Noch zwei, drei Versuche, und der Geschmack, das Behagen an dem Wesen und Treiben derer, welche die Welt verstehen, ist da. Die Ausbildung des modernen Lebemanns ist beendet.

Wie stolz ist er, als er einst bei der Rückkehr von solch einem heimlichen Ausgange ohne Weiteres auf offener Straße von einem wohlgekleideten, höchst ehrbar aussehenden Philister im besten Mannesalter mit der Bitte angesprochen wird, ihm doch gütigst Auskunft zu geben, „wo man wohl hier in der Stadt Gelegenheit hat“! Bereitwilligst bringt er den guten Bürger, der soeben mit der Bahn angekommen ist, selbst an Ort und Stelle.

Ob derselbe wohl daheim im Städtchen, wo er vielleicht das Amt eines Bürgermeisters, Ratsherren oder dergleichen bekleidet, seiner Familie Bericht erstattet, in welchem Hause, in welcher Gesellschaft er gewesen? ob er es wagt, auch nur die geringste Andeutung darüber abends am Stammtische zu machen? — Raum.

Das wäre einfältig. Duckmäuser verstehen von derartigen Amusements zu wenig.

So denkt auch unser verständiger Schüler. Man hüte sich vor zu großer Vertrauensseligkeit Unberufenen gegenüber!

Zu Hause in der Ferienzeit spielt man natürlich das unschuldige Lamm von früher. — Ein hübsches Dienstmädchen, welches man gelegentlich an sich drückt, hält wohlweislich seinen Mund. Es wird ja gut bezahlt und will sich selbst das Geschäft nicht verderben.

Vor Allem nimmt man sich inacht, der Schwester das Geringste zu verraten. Mädchen müssen in der Dummheit erhalten werden. Das ist ganz in der Ordnung. — Nein, wie lächerlich, wie einfältig, daß man in Damenpensionaten mit verbundenen Augen weitergeht!

Ist es wirklich so?



11. Kapitel.

Das heranwachsende Mädchen.

Unschuldig wird das Kind der Erziehungsanstalt, dem Institute übergeben. Kommt dasselbe in gleicher Weise zurück? — Wenn es im Norden bleibt und mit keinen fremden Elementen zusammentrifft, können wir mit einem ruhigen „Ja“ antworten.

Wohl wundert es sich in der Großstadt über manches, was so ganz anders als im trauten Daheim. Das Hasten und Treiben, Rennen und Sagen hat nichts Gemeinsames mit der edlen Stille, dem gleichmäßigen Frieden vom teuren Zuhause. Hat man auch vor lauter Arbeit kaum Zeit, viel nachzudenken, fehlt selbst noch das nötige Verständnis dafür, so fühlt man doch, daß hier nichts ist von der klassischen Ruhe, aus der sich die künstlerische Weltanschauung bildet, und wie sie zu derselben unumgänglich nötig ist; es mangelt an jenem Gleichgewichte der Seele, welches die griechischen Statuen zeigen, wie es sich z. B. im Hermes zu Olympia offenbart, der den kleinen Dionys auf den Armen hält.

Kalter Nebel drückt auf die jungen Gemüter. — Warum alles dieses? — Es ist ihnen zu Mute wie im blutigen Kampfe, wie vor der heißen Schlacht. Es muß zu einer Entscheidung kommen. Wie wird sie ausfallen? — Zeitig am Morgen reißt der Soldat seine frostigen Glieder: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod!“ Am Abende ist erfüllt, was er vorahnend geträumt. — Wird es dem Pensionskinde und seinen Gefährtinnen auch so gehen?

Sie geben sich keine Rechenschaft darüber. Sie wissen nur, daß sie Heimweh, unsagbares Heimweh haben. Warum?

— Man ist hier so gut, so lieb zu ihnen. Sie reden es sich selbst mit aller Gewalt ein.

Aber, wenn sich die äußere Zufriedenheit auch nach und nach einstellt, so bleibt das Sehnen und Verlangen nach dem fern zurückliegenden, scheinbar nie wieder zu erringenden Eden. — Und dieses Sehnen und Wünschen ist der Anfang zu dem unglücklichen, inneren Zwiespalte, wie er vom Frauenherzen Besitz ergreift und sich nicht mehr daraus verbannen läßt. Um so trauriger und tiefer werden die Folgen sein, wenn der Beginn desselben mit dem Entstehen der Geschlechtsreife zusammenfällt.

Woraus wollen wir das erkennen? — Ich habe in meiner Stellung und durch richtiges Ausnutzen eines jeden Anhaltspunktes so viele Gelegenheit gehabt, Mann wie Weib von ihrem ersten Werden, in ihrer geistigen und seelischen Entwicklung zu beobachten, daß ich es wohl wagen darf, als Menschenkenner aufzutreten.

Und alle, die mit mir dasselbe Ziel verfolgen, durch ernste, tiefe psychologische Studien, wie durch ruhige Beobachtung des Aeußeren sowohl die Natur, als auch das Geistes- und Seelenleben unserer vernunftbegabten Mitgeschöpfe zu ergründen, werden mir in der Hauptsache nicht widersprechen.

Wie könnte sich die Frauenfrage so breit machen, wenn alles in Ordnung, wenn nicht ein sehr wunder Punkt, nicht dieser tiefe Riß in der Seele des Weibes? Es fühlt, daß „etwas faul im Staate Dänemark.“ — Und dieses Etwas muß heraus! Aber weil es trotz all seines Strebens und Forschens nicht an das rechte Ziel gelangt, ergiebt es sich den Phantastereien, erzeugt Hirngespinnste, bringt den tollsten Backfischunsinn zum Vorschein.

Das eine ist melancholisch beanlagt. Es träumt, schwärmt und dichtet, liest rührende Sagen, die der Wald rauscht, weint mit dem Sängler, der die leidenschaftlichen Klagen weitertönen läßt, welche die Wildnis von den Lippen des Ausgestoßenen empfängt. — Wer jedoch dieser Ausgestoßene ist; warum er

allein herumirrt; was er gegen die Menschheit verbrochen: das bleibt ein ewiges Rätsel.

Die Gefährtin hat mehr praktischen Sinn. Sie hat längst herausgebracht, daß sich das ganze Leben um das Geheimnis der Geschlechter dreht. Als sie einst nach dem Sinne der Schiller'schen Verse geforscht hatte:

„Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält ihn das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe“,

hat man sie mit einem vieldeutigen Lächeln angesehen, sie altflug und naseweis genannt und ihr bedeutet, sie solle nur ihre Märchenbücher, Töchteralben u. dgl. Zeug vornehmen. Warum denn? — Sagen, Mären, ja das ging noch; dabei ließ sich wenigstens etwas denken. Aber all dieser andere unpoetische Krimskras? — Nein, dazu besaß sie doch viel zu viel guten Geschmack. — Uebrigens hatte man ihr ja erlaubt, den idealen Schiller von A bis Z zu durchschmökern.

Nur Goethe, der ihr in der Litteraturgeschichtsstunde als realistisch vorgestellt war, sollte vorläufig eine verbotene Lektüre für sie bleiben.

Als die Lehrerin aber gesagt hatte: „Den Faust dürft Ihr lesen, wenn Ihr älter als zwanzig Jahr seid,“ da holte sie ihn natürlich heimlich aus des Vaters Bibliothek. Verbotene Früchte schmecken bekanntlich immer am süßesten. So wurde denn auch der Inhalt, — hoch oben im dichten Birnbaume versteckt, vom schützenden Blätterdache umgeben, — gierig verschlungen.

Da ruft man unten im Garten nach ihr. Vor Schreck entfällt das Buch der Hand. Sie muß herunter von ihrem lustigen Sitze, aus der poetischen Höhe. Und fast hätte es sogar Schläge gesetzt. Mit dem Goethelesen war es natürlich ein für allemal vorbei. Sie durfte scheu nach dem verehrten, wie nach Shakespeare, hinüberschielen; erreichbar war er für sie nicht mehr. —

12. Kapitel.

Verbotene Lektüre.

Jetzt aber in der Pension! — Zuerst Faust! — Ja, da stand, daß Gretchen ihr Kind getötet und ihre Mutter umgebracht hatte. Soviel konnte die eifrig Lesende vermöge ihres scharfen Denkens erfassen. Woher aber dieses kleine Geschöpf gekommen war, das ließ sich nicht ergründen. Daß weder der Storch noch die Wartefrau die jungen Geschwister mitbringt, wußte sie längst. Sie hatte, nachdem man sie schon gefragt, ob sie wohl lieber ein Brüderchen oder ein Schwesterlein haben wolle, ein Gespräch der Dienstboten belauscht und dann die Figur der Mama aufmerksam, mit regem Interesse studiert.

Das stimmte. — Die sonst so schlanke Mutter wurde zu sehends stärker. Es hatte also seine Richtigkeit. Dort saß das liebe, zarte Wesen. — Wie aber kam es da hinein? wie würde es seinen Ausgang finden? Grausige Bilder vom Leibausschneiden und ähnliche traten ihr vor die Seele. Nun, sie wollte aufpassen, sich das große Ereignis nicht entgehen lassen.

Da aber wurde sie mit der Erzieherin zu Verwandten auf ein entferntes Gut geschickt; und als man ihr gnädigst gestattete, zurückzukehren, war das Brüderchen bereits vor ihr eingetroffen und hatte ihr verschiedene herrliche Sachen mitgebracht aus dem fernen, unbefannten Lande. Aber der böse Storch hatte die gute Mutter so heftig in das Bein gebissen, daß dieselbe noch jetzt das Bett hüten mußte. Mit dem Deffnen

des Bauches war die kluge Schwester also wohl nicht auf dem Irrwege.

Die Gefährtinnen in der Pension haben genau die gleiche Meinung. Weitere Aufklärung können sie jedoch nicht geben. Und das schreckliche Woher, Woher peinigt sie Tag und Nacht.

Daß der Papa mit im Spiele, war ja klar; denn warum bekommen unverheiratete Menschen keine Kinder? Von dieser Möglichkeit hatte sie noch nichts erfahren.

Vielleicht machte es der Kuß; vielleicht durfte man sich von einem Herren nicht scharf ansehen lassen? Sie wollte sich das merken und stets die Augen niederschlagen, wenn so ein männliches Individuum mit ihr sprach.

Aus den Klassikern war auch absolut nichts herauszubringen, am allerwenigsten aus Shakespeare. Pfui! was für unpassende, unzarte, grobe Ausdrücke brauchte er zuweilen! Nein, das ging über das Taktgefühl einer „höheren Tochter“. Das war geradezu unanständig, shocking. Ein Glück nur, daß in der Schüleraushgabe alle diese Stellen fortfielen! Man käme ja aus einem Erröten nicht heraus. Wie wollte man den Herrn Professor dabei ansehen?

Da sind gewiß die Franzosen rücksichtsvoller und mehr decent? — Leichenreden, Predigten von der Kanzel, das war die Hauptsache, was man von ihnen las. Wohl erfuhr man nebenbei, daß Rabelais etwas Fürchterliches verbrochen, daß Rousseau, wie der deutsche Heine, ein verachtungswürdiges Leben geführt und die unerhörte Frechheit besaß, dieses selbst in seinen „Confessions“ zu bekennen. Von einem „Le Diable Boiteux“ Boileau's hatte man gleichfalls gehört. — Aber das Nähere, Ausführlichere!

Weshalb befriedigt man den Wissensdrang nicht?

In der Leihbibliothek ist alles, was man gern haben möchte, vergriffen. Nicht einmal die Werke unserer älteren Litteratur, wie „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg od. dgl. sind auf Lager!

Ein kurzes Ueberlegen. — Dann fordert die Fragestellerin

feck „irgend eine pikante Lektüre“. Selbstverständlich erhält sie das Gewünschte.

Was aber pikant in dem Werke, versteht sie nicht, und was derb, das ekelt und widert sie an. Dazu ist sie viel zu zart, viel zu ästhetisch erzogen.

Geradeso geht es ihr mit der Bibel. Eine Freundin hat sie auf dieselbe hingewiesen und ihr ein Verzeichniß betreffender Stellen mit dem Versprechen des tiefsten Geheimnisses überliefert. Zuerst ist sie empört über die Zumutung, das heilige Buch für einen so gotteslästerlichen Zweck zu gebrauchen. — Aber dieser unglückselige Wissensdurst, der sich nicht stillen läßt!

Sie liest mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne nur um einweniges klüger zu werden. Sie kommt auch über einen gewissen Punkt nicht hinaus. O, was für ein schreckliches, unpassendes Wort steht hier wieder! So etwas hat man ihr ja nie auszusprechen erlaubt; sie ist garnicht imstande, es über ihre Lippen zu bringen. Mergerlich wird auch dieses Buch geschlossen.

Wen soll sie fragen? Das Schamgefühl, welches bei dem weiblichen Geschlechte schärfer als bei dem männlichen ausgeprägt ist, — was wohl auch in der verschiedenen Erziehungsmethode seinen Grund hat, — verbietet ihr, sich an die richtige Quelle zu wenden. Und schließlich würde sie an derselben kaum eine ihr zusagende Antwort bekommen haben. —



13. Kapitel.

Die Großstädterin.

Halt! noch ein Rettungsanker! Die Großstädterin! —
Sa, wer bei dieser Aufklärung sucht, der ist ganz gewiß auf dem Holzwege!

Sahrein, jahraus wandelt dieselbe, die Musikmappe oder die Schultasche am Arme, letztere auch wohl auf dem Rücken tragend, sitzsam ihren Weg zum Unterrichte.

Wohl geht sie an glänzenden Nachtcafés, wie Café National, Café Royal u. dgl., vorüber. Doch die liegen am Tage so harmlos, so unverfänglich da, daß selbst der Eingeweihte seine Phantasie etwas anstrengen muß, um sich das Spiel ganz so auszumalen, wie es sich in diesen Räumen beim blendenden Lichtglanze, beim gefüllten Becher abwickelt, das Vorspiel zur großen Tragödie der Menschheit.

Von allem Diefen hat der unschuldige Backfisch keine Ahnung, kann keine Auskunft geben, obgleich er einmal recht feck und unternehmend war.

Warum verbot man ihm auch, in das Américain-Theater oder ins Orpheum zu gehen? Weshalb durfte er nicht einmal von dem letzteren sprechen?

Jetzt mußte er in beide Stätten der Bildung. Es war beschlossene Sache.

Ein gutmütiger Vetter wird als Begleiter engagiert und hat die Ehre, die lebenswürdige Kousine, die als unternehmungslustiger Geck gekleidet ist, unter seine schützenden Fittiche zu nehmen!

Aber sie macht noch einen zu unbedeutenden Eindruck, erscheint vielzu „grün“, als daß man ihr etwas zugetraut hätte. Man läßt sie vollkommen ungeschoren.

Und, wieder die alte Leier: das Pikante, Frivole versteht sie nicht; das Freche ekelt sie so, daß sie zum Ausbruche treibt, sobald es sich vordrängt.

Freilich haben die Damen ziemlich weit ausgeschnittene Kleider, sind etwas über das erlaubte Maß defolletiert, mehr als die erwachsene Schwester zum Subskriptionsballe; aber dafür hat sie nicht den richtigen Blick. Und ist die Bedeckung auch im Uebrigen nicht ganz, wie sie sein soll, so ersetzt der Trikot die fehlende Länge des Rockes.

Sie kennt dieses vom Theater her. Es wird ihr ab und zu erlaubt, ein gutes Ballet zu sehen. Das ist Kunst, kann also keinen Anstoß erregen. Es erzeugt auch keinen, ebenso wenig wie die nackten Statuen, welche man in den Museen, in den Gärten u. s. w. täglich sieht. — Dem Reinen ist ja alles rein.

So kann sie nichts hierüber berichten.

Als sich aber einmal unter den Freundinnen das Gemurmel verbreitet, es sei des Abends im Café Royal nicht alles so ganz in der Ordnung, teilt sie den Vertrautesten und Kühnsten mit, wo sie bereits gewesen, und mutig faßt die kleine Kavalkade von vier Mann — als „Mann“ muß man sich selbstverständlich kleiden — den Entschluß, an den bewußten Ort zu pilgern.

Um was kann es sich handeln?

Die einen haben von betrunkenen Damen, die anderen von „unanständigstief“ ausgeschnittenen Kleidern und Aehnlichem gesprochen.

Gewisses ist nicht in Erfahrung zu bringen. Aber gerade deshalb geht man hin.

Indessen: diese Enttäuschung! Man mag sich alle erdenkliche Mühe geben, etwas Verdächtiges zu wittern: es gelingt nicht.

14. Kapitel.

Im Nachtkaffee.

Da sind freilich viele Damen, hübsche und häßliche, auch Herren; betrunken jedoch ist niemand. Die ersteren haben meist eine Tasse Chokolade vor sich stehen.

Von den Eindringlingen wird gar keine Notiz genommen. Man hält sie wohl für Neulinge, für „Provinzler“ oder für Schuljungen, die sich heimlich einen vergnügten Abend bereiten wollen und aus Versehen an einen falschen Platz geraten sind.

Sie schauen sich weiter um. — Nichts von ausgeschnittenen Kleidern!

Die Demi-Monde ist viel zu klug. Sie macht die Mode, und unsere Damen der großen Welt ahmen ihr unbewußt nach. Sie weiß recht wohl, daß Gewohnheit abstumpft, daß der tägliche Anblick des Unerlaubten den Reiz hindert, anstatt denselben zu erhöhen. Deshalb verbirgt und versteckt sie schlau, und nur zuweilen läßt sie unter zartem Tüll hervorschimmern, was sie zu bieten hat. Sie versteht es, das Begehren anzustacheln.

Da ist ein Schleisichen, welches hindeutet: „Hier!“ ein Bändchen, welches zu sagen scheint: „Suche dort!“ u. dgl. m.

Von Stoffen wählt sie mit Vorliebe Sammet und Seide. Der erstere versinnbildlicht das Sichanschmiegen, die schrankenlose, unbegrenzte Hingabe, während die letztere, die spröde, widerspenstige, uns zurufen will: „Rühre mich nicht an!“ — Aber die Eroberung einer Festung, welche erst mit Mühe erstürmt sein will, reizt gewöhnlich mehr als die einer solchen,

welche sich sofort auf Gnade oder Ungnade dem ersten besten Sieger ergiebt Von der Farbe des Kleides sticht diejenige des Unterrockes, den man durch irgend eine graziöse Wendung zur Geltung zu bringen weiß, genügend und entsprechend ab.

Auch mit einem zierlichen Füßchen, mit einer kleinen Hand versteht man, allerliebste zu kokettieren. Wer aber beide nicht besitzt, bemäntelt dieses durch das Herauskehren anderer Vorzüge. — Nur gar keinen Zwang! Keinen zu engen Stiefel! kein zu festanschließendes Korsett! sonst merkt man Absicht und man wird verstimmt. Alles Natur, reine, unverfälschte Natur!

Dem entsprechend sind auch Puder und Schminke aufgetragen, wenigstens bei den jüngeren Mitgliedern, die oft, im Vollbewußtsein ihrer eigenen Schönheit, sich mit raffinierter Einfachheit kleiden, ohne jeden Schmuck. Sind sie blond, so haben sie wohl ein blaues, wenn dunkel, ein rotes Bändchen in den hängenden Zopf gewunden oder um das aufgelöste Haar geschlungen. Sie stellen das Bild anspruchloser Unschuld dar und richten auch ihr Benehmen darnach ein, während die älteren mit dem Gegenteil von alledem gewöhnlich weiter kommen und auch darnach handeln.

Fast jede Frau der Halbwelt ist sich dessen bewußt, was sich am besten für sie schickt, sie am besten kleidet.

Unsere Damen könnten viel davon lernen; aber sie merken es nicht.

Wohl kommt es den jungen Mädchen, welche sich in diese Hölle gewagt haben, wunderbar vor, daß Neuhinzukommende ihres Geschlechtes allein, ohne Begleitung erscheinen; daran indessen gewöhnt, alles nach eigenem Thun und Treiben, nach den gewohnten Anschauungen und dem beschränkten Gesichtskreise zu beurteilen, haben sie sofort Entschuldigungen und Erklärungen für diese Handlungsweise bereit.

Die Betreffenden wohnen gewiß ganz in der Nähe, wurden

wohl bis an die Thür begleitet und sind sicher, ihre Angehörigen hier zu treffen?

Sonst würde nicht die hübsche Dame dort direkt auf den Tisch jenes alten Herrn zugehen, welcher da ganz allein sitzt. Es ist gewiß ihr Vater? Sie sprechen sehr eifrig zusammen. Er hängt ihr den kaum abgelegten Mantel um, und gemeinschaftlich verlassen sie das Lokal.

Ein anderes Paar geht vorüber, wahrscheinlich Mann und Frau.

Jetzt noch eines, welches sich freilich nicht so gut beherrscht.

Aber die Backfische sind schon aufgestanden. Nach zehn Uhr kommt man nicht mehr in das Haus, in welches man sich unter Beihilfe des treuen, verschwiegenen Kutschers noch rechtzeitig schleicht.

Man ist sich einig, nichts Auffallendes gesehen zu haben. Nur die letzten beiden waren bedenklich.

„Wofür hast Du sie gehalten?“

„Für Bruder und Schwester.“

„Sie hatten zu wenig Ähnlichkeit. — Und diese Blicke!“

„Schien uns vielleicht nur so. Sie redeten sich mit „Du“ an.“

„Hast Du es genau gehört?“

„Ja, sicher.“

Damit ist auch diese Angelegenheit erledigt. — Wenn man verlobt ist, so geht man des Abends nicht zu zweien aus, und wenn man nicht verlobt ist, nennt man sich nicht „Du“, trifft sich auch nicht in öffentlichen Kaffees, wo ja jeder nach Hause berichten kann, was vorgefallen. —

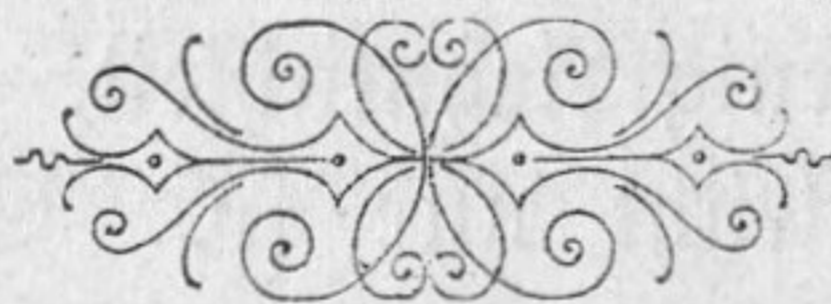
Unsere „höheren Töchter“ haben gleichfalls ihre Bouffagen und kennen das. Gerade, weil man ihnen fortwährend den Verkehr mit Knaben verbietet, sie inständig davor warnt, liegt ein gewisser Reiz in dem Sichtreffen, dem heimlichen Begegnen. Ist es denn eine so große Sünde, daß selbst der Religionslehrer auf das Bedenkliche aufmerksam machen muß, wenn man ein zartes Briefchen, eine duftende Blume, sogar

eine Tüte Pralines behutsam zugesteckt erhält? Man teilt ja ehrlich mit den Freundinnen.

Und kommt man bei Ausflügen und Landpartien zusammen; tanzt man gemeinschaftlich; gleitet man auf dem Eise, vom Nordwinde umtost, neben einander her: o, das ist Wonne, Seligkeit!

Wird so ein Anbeter frech und drückt etwas heftiger, als üblich, die Hand, küßt dieselbe stürmischer als nötig, so weist man ihn in die gehörigen Schranken zurück. Es wird ihm nicht einfallen, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Ein unzartes Wort würde das ganze Verhältnis lösen.

Das wissen sogar unsere Lebemänner recht gut. Wollen sie ein Weib für immer an sich fesseln, so hüten sie sich wohl, seine Unnahbarkeit zu verletzen. Dieselbe ist ihnen heilig, und das junge Mädchen tritt in die Ehe, ohne eine Ahnung zu haben von dem, was ihm bevorsteht, was seiner harret. —



15. Kapitel.

Sollen wir unsere Kinder in die Geschlechts-
geheimnisse einweihen?

Ein Segen für die betrogene Frau, wenn sie nie erfährt, wie sie hintergangen worden, wenn sie ewig in dem Wahne bleibt, der Gatte sei anfänglich gerade so harmlos gewesen wie sie selbst; er habe sich nur ihr zuliebe aus Büchern belehrt, oder sei durch einen richtigen Instinkt zu dem geführt, was er für seine höchste Pflicht ihr gegenüber hält!

Wehe indessen dem armen Geschöpfe, wenn ihm später die Schuppen von den Augen gerissen werden, wenn es sehen lernt! Dumpfe Verzweiflung, andauernde Apathie werden sich einstellen, eines so traurig, wie das andere.

Oder, was noch schlimmer, das Weib wird gleichfalls versumpfen.

„Es amüsiert sich auch,“ sagt die Welt, rümpft die Nase und bedauert oder verspottet den unglücklichen Ehemann, der auf eine so nichtswürdige Weise zum Hahnrei gemacht wurde. —

Das im großen und ganzen das Bild unseres Zusammenlebens von heutzutage. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß es keine Ausnahmen giebt. Keine Regel ist ja ohne dieselbe. Sie pflegen jene sogar zu bestätigen und finden sich hier wie überall.

Wo aber ist der Grund dieser ungesunden Verhältnisse zu suchen?

Scheinbar in der verkehrten Mädchenerziehung. — Ich habe mich deshalb auch etwas länger bei dieser aufgehalten. —

Wäre es nicht weit zweckmäßiger, unsere Töchter in gleicher Weise wie die Knaben heranzubilden?

Wir würden dann solche tragikomischen Szenen vermeiden, wie sie sich nur zu oft in der Brautnacht abspielen sollen, und, was mehr ist, wir könnten das Weib vor den furchtbaren Enttäuschungen bewahren, welche fortwährend auf dasselbe einstürmen.

Oder sollen wir bei dem männlichen Geschlechte mit der Reformation beginnen? — Auf welcher Seite wird mehr gesündigt?

Es ist und bleibt ein erhabener Gedanke, ein reines, unberührtes Weib im Arme zu halten, den ersten Kuß auf die unschuldigen Lippen zu drücken, ganz gleich, ob dasselbe unwissend oder tief in die Erkenntnis, natürlich theoretisch, eingedrungen. Ein bißchen Vergnügen mehr, welches uns eine völlig harmlose Naivetät gewährt, wird durch manche Vorteile auf der anderen Seite aufgewogen.

Ebenfalls erhebend ist es für die Frau, den Mann gerade so rein zu wissen, wie sie selbst beschaffen. Und dieses ist durchaus nicht so schwer zu erreichen, wie wir meinen.

Es ist hauptsächlich wieder die Gewohnheit, welche zu dem bisherigen Lebenswandel treibt. Gar mancher hätte denselben nie angefangen, würde nicht darin beharren, wenn er sich nicht vor dem Spotte und Hohne der Kameraden fürchtete. Es ist halb und halb Gefälligkeit gegen diese, welche ihn zwingt, das zu vollführen, was ihm oft selbst nicht behagt, ihn unbefriedigt läßt, und was ihm sogar zuweilen als Unrecht erscheint.

Das Wissen oder Nichtwissen hat damit wenig zu thun.

Es wäre sogar besser, beide Teile beizeiten einzuweihen, — wenn nicht früher, so doch nach der Verlobung, kurz vor der Hochzeit. Nur müssen es erfahrene, berufene Personen sein, die sich dieses Amtes unterziehen: die Eltern, nahe Anverwandte, würdige Freunde oder dgl.

Dann mag jeder überlegen, ob er sich zu dem eignet, was man von ihm erwartet, oder ob er lieber zurücktritt, solange es noch nicht zu spät. Er wird fühlen, ob er konträr, ohne Sinnlichkeit, Polygame u. s. w. — Darüber spreche man sich offen aus, und dann handle man! Nur keinen Betrug, keine Heuchelei! Fort mit derselben!

Das Gefühl muß einem sagen, zu welcher Klasse man sich zu zählen hat, — und selbst, wenn beide Teile vollkommen unwissend, so braucht man darum noch lange nicht zu fürchten, daß die Welt ausstirbt. Der Instinkt ist ein so richtiger Führer, daß wir uns seiner Leitung getrost anvertrauen können, besonders, wenn wir von der großen, der wahren Liebe ergriffen sind.

Aber auch ohne dieselbe verläßt er uns nicht. Wer sagt denn den Tieren, was sie zu thun haben, um sich fortzupflanzen? — Der Naturtrieb zwingt sie zur Zeugung.

Ein Vorherwissen ist also nicht notwendig; ebensowenig ist es indessen schädlich. Sind die wilden Völker darum sinnlicher als wir, weil sie tagtäglich vieles unverhüllt sehen, was wir uns oft nur in der Phantasie ausmalen? — Man könnte eher das Gegenteil behaupten.

Wieland hat nicht Unrecht, wenn er in seinem „Oberon“ den Ritter Hüon sprechen läßt:

„Es waren zwar der schönen Jungfrau viel
An meiner Mutter Hof, und an Gelegenheiten,
Die einen Knaben leicht zur Tändelei verleiten,
Gebrach es nicht, zumal beim Pfänderspiel:
Da gab's wohl manchmal auch ein Strumpfband aufzulösen;
Allein der schönste Fuß ließ meine Phantasei.
In stolzer Ruh, und wär's Genevrens Fuß gewesen,
Es war ein Fuß; mehr dacht' ich nicht dabei.

Daß ich von Kindheit an so viele offne Busen
Und bloße Schultern sah, mocht' auch mit Ursach' sein.
Gewohnheit gleicht in diesem Stück Medusen,
Und für das Schönste selbst verkehrt sie uns in Stein.“

(Vierter Gesang, Str. 2—3.)

Auch die Philanthropen haben in der Pädagogik mit dem Beiseitelassen einer falschen Brüderie kein Unheil angerichtet. Wir hören, daß Basedow bei einer Schulprüfung die Kinder, beide Geschlechter vereinigt, über die Entwicklung des Menschen aus dem Embryo, über dessen Geburt etc. examinierte; und doch lesen wir nirgends, daß diese Kenntniss den Beteiligten in irgend einer Weise geschadet habe. —



16. Kapitel.

Im Reiche der „freien Liebe“ von heutzutage.

Man wird mir vorwerfen, daß ich immer nur von den gebildeten Ständen spreche, von den besser bemittelten und das Volk nicht in Betracht ziehe, das im Schweiße seines Angesichtes arbeitende, das scheinbar unterdrückte und geknechtete. — Wo es aber gilt, frei zu urteilen, zu erwägen, selbständig dieses oder jenes Los zu erwählen, da muß man es mit wirklich denkenden Wesen, mit genügend gebildeten Geistern und Herzen zu thun haben.

Und wenn ich in meinem Phantasie-, meinem Zukunftsstaate „freie Liebe“ fordere, so muß ich auch, wie schon erwähnt, einheitliche Erziehung aller Kinder verlangen. Wir müssen darnach streben, das Niveau der Bildung so gleich wie nur irgend möglich zu stellen, und wir haben mit unseren Lehren, unserem Unterrichte u. wenigstens soviel zu erreichen, wie heute der sogenannten vornehmen Klasse geboten wird.

Vielleicht ist dieses gar nicht so schwer, als man glaubt. Das ersehnte Ziel mag näher liegen, als wir uns heutigen Tages träumen lassen. — Als man vor einigen Jahren in einem Buche von zukünftigen Photographien las, die das Innere der Menschen, Tiere und Dinge wiedergäben, schüttelte man über solche Phantastereien den Kopf, — und jetzt haben wir unsere X- oder Röntgenstrahlen!

Auch der Staat der „freien Liebe“ dürfte näher liegen, als wir ahnen. Wir stehen am Vorabende großer Ereignisse, die bereits ihre Schatten vorauswerfen. Allzu hell scheint die

Sonne freilich nicht. Darum sind die Schatten auch nur schwach und können die Gemeinheit und den Schmutz nicht verdecken, der sich noch breit macht, und dessen giftige Dünste den stillen Beobachter oben anefeln, wenn er sich der anderen Seite des Berges zuwendet.

Dort existiert bereits, was wir suchen, aber ebenso verabscheuungswürdig, gerade so ungesund wie die Eheverhältnisse von heutzutage.

Die „freie Liebe“ macht sich breit in einer Bordellwirtschaft. Ihre Priesterinnen sind der Auswurf der Menschheit, die aus den nichtswürdigsten Beweggründen zu ihrem häßlichen „Handwerk“ getrieben werden. Genießen, Schwelgen im Schoße des Reichtums, sich keinen Luxus, keine Freude dieser Welt versagen: das ist der Zweck, zu welchem man das niedrige Mittel wählt.

„Die Not zwingt die armen Geschöpfe zu ihrem traurigen Lose; nur das äußerste Elend kann sie dazu bringen, so und nicht anders zu leben,“ hört man oft zu ihrer Entschuldigung sagen, und als Beispiel werden die vielen Töchter kleiner Beamten angeführt, welche sich diesem Berufe widmen, ferner die stellenlosen Lehrerinnen &c. &c. — Man sollte wahrlich etwas mehr denken!

An Arbeitsmangel braucht niemand in unserer Zeit zugrunde zu gehen. Wer nur schaffen will, einen gesunden Arm, eine kräftige Hand hat, der findet zu thun. Es ist eine unverschämte Lüge, wenn man behauptet, keine Gelegenheit zum Erwerb zu haben. Dieselbe ist stets vorhanden, wenn sich freudige Sucher dazu finden.

Da hat ein tüchtiges Dienstmädchen nur nötig, in das Gesindevermietungs-bureau zu gehen. Es wird noch im Laufe desselben Tages eine Stelle haben, und ist diese auch nicht immer nach seinem Wohlbehagen, so ist es doch besser, einstweilen versorgt zu sein, als müßig, unnütz herumzulungern, das Gnadenbrot irgendwo zu erbetteln, oder sich gar der Schande zu ergeben.

„Aber unsere Beamtentöchter, unsere Lehrerinnen und „gebildeten“ Damen sollen sich doch nicht etwa als Magd verdingen?“

Warum denn nicht? — Hier haben wir den verkehrten Hochmut, den falschen, dummen Stolz, neben der Bequemlichkeit und Faulheit!

In diesem Punkte könnten wir viel von dem Amerikaner lernen, dessen holde Gattin freilich oft recht träge ist, aber nur, „weil sie es nicht nötig hat“ zu arbeiten. Sie muß deshalb auch in manchen Sachen einer tüchtigen Köchin u. dgl. nachstehen.

In Deutschland stände der Arbeiterberuf gleichfalls höher, wenn sich nur jeder, der keine sonstige Befähigung besitzt, oder dem es augenblicklich an ein Unterkommen fehlt, frisch in denselben hineinwagte. — Nur Mut; die Sache geht schon!

Wird es der zarten Hand auch anfänglich schwer, die grobe Wäsche zu verarbeiten, schmerzt und blutet dieselbe, wollen die Kräfte schier versagen: es dauert nicht ewig. Gewohnheit ist eine gute Lehrmeisterin. Sie stählt und härtet ab.

Und daß man solche Arbeit nicht lernen könne, rede man sich garnicht ein! Je gebildeter der Geist ist, je leichter ist es, in jeglicher Beschäftigung, auch in der körperlichen, Geschicklichkeit zu erwerben. Denn zu allen Sachen gehört Verstand. Ist derselbe geschärft, um so besser!

Oft ist es für das Weib garnicht einmal nötig, sich den Unterhalt zu erwerben, wenn es sich nur ein ganz klein wenig Unbequemlichkeit auferlegen, bloß etwas Luxus entbehren wollte.



17. Kapitel.

Die Sittlichkeit in den höheren Ständen.

Da ist ein pensionierter höherer Offizier. Seine Familie ist in Glanz und Reichtum aufgewachsen. Die Söhne sind bereits beim Militär eingetreten, als das Schreckgespenst der Dienstentlassung droht.

Man fängt an, sich einzuschränken. Der Schuh drückt bald an allen Stellen. Aber die Töchter können dem altgewohnten Leben in Pracht und Ueppigkeit nicht entsagen. Sie mögen und wollen nicht in den Hintergrund treten. Rechtzeitig gelingt es den ältesten, eine „passende Partie“ zu machen, sich „standesgemäß“ zu verheiraten.

„Und die anderen? — Sie werden Bordellmädchen?“

Durchaus nicht. — Aber sie sind schön, jung, begehrenswert. Sie sündigen im Stillen, huldigen der „freien Liebe“ ganz im Geheimen.

Niemals werden sie sich wegwerfen, einem Unwürdigen, d. h. einem im Range tiefer Stehenden, einem, der nicht Tausende hinter sich hat, ihr Herz schenken.

Verlobt sind sie stets. So ist der Schein der Heiligkeit gewahrt, und alle Not hat ein Ende.

Sie steigen nicht in die unteren Schichten der Gesellschaft hinab. Man erfährt im allgemeinen nichts von ihrem lasterhaften Thun und Treiben. Nur in ihrer allernächsten Umgebung, wo jeder Herr Photographieen von ihnen besitzt, zuweilen in den kühnsten Stellungen, fängt man verstohlen, ganz leise, leise, äußerst behutsam an zu munkeln.

Da verlobt sich die hübscheste und „unschuldigste“ der Schwestern öffentlich mit einem in der Stadt fremden, sehr reichen Offizier. Damit ist dem ganzen Gerede die Spitze abgebrochen. — „Es ist doch wohl nicht wahr?“

Die großartigsten und umfangreichsten Vorbereitungen zur Hochzeit werden getroffen. — Es fehlt nur die Konzession. Daß diese sich von Tag zu Tag verzögert, ist kein Wunder, da sich der betreffende General auf einer Reise nach Italien befindet.

Endlich verläßt der glückliche Bräutigam schnell den Ort und kehrt in seine entfernte Garnison zurück.

Die Braut packt gleichfalls ihre Sachen, geht einige Zeit in die Fremde und kommt bald als die Verlobte eines anderen heim.

„Sind die Eltern blind? wollen sie nicht sehen? oder fühlen sie sich geschmeichelt über die Huldigungen, welche ihren Töchtern dargebracht werden? Halten sie dieselben für echt und unschuldig?“

Fast scheint das letztere der Fall zu sein.

Wegen der verweigerten Konzession hat man verstanden, ihnen Sand in die Augen zu streuen.

Jetzt aber ist das Maß voll. — Die Gesellschaft ergreift Partei. Die armen, verachteten Eltern werden ausgestoßen.

Weiter und weiter geht das Gemurmel, bis man öffentlich mit Fingern auf die ganze Familie zeigt, ehrbare Bürgerfrauen ihren Töchtern die „vornehmen Damen“ als abschreckende Beispiele hinstellen und jeder sich ängstlich aus ihrer Nähe entfernt.

Wohl machen sie den Versuch, sich in einer anderen Stadt ein neues Asyl zu gründen, und ehrbaren Verkehr zu finden. Umsonst. — Ihr Ruf folgt, gerade als ihnen das Glück wieder lächeln will, und stellt sie als Abenteurerinnen hin. — Sie bleiben, was sie zuvor gewesen.

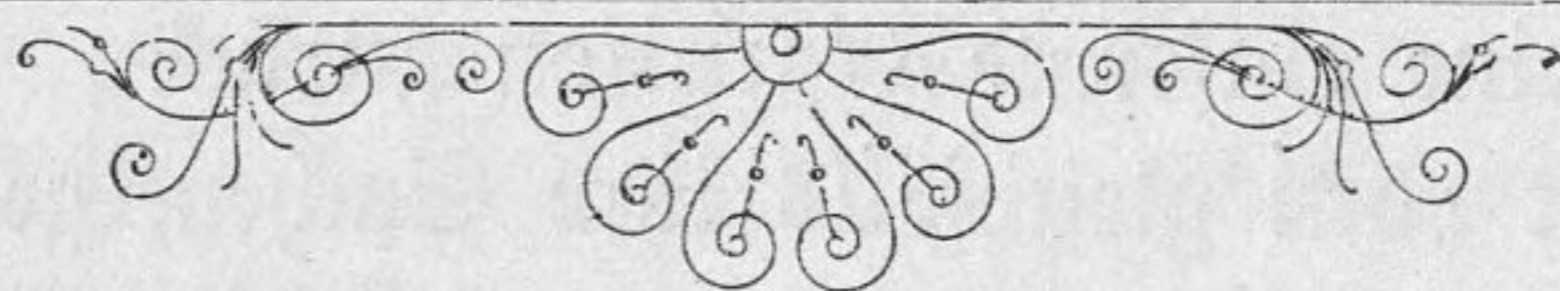
Die Schande läßt nicht auf sich warten. —

Ähnliche Beispiele sind nicht selten im Reiche der

heutigen „freien Liebe“. Sie variieren nur nach Stand und Ort. Wollte ich alle mir bekannten anführen, so müßte das Werk mindestens den zehnfachen Umfang erlangen.

Ich bemerke jedoch, daß sämtliche Beweise und Exempel, die ich genannt habe und nennen werde, direkt aus dem Leben gegriffen sind. —

Ein anderes, welches sich oft wiederholt, und dem dieselben Motive zu Grunde liegen: —



18. Kapitel.

Sine kämpfende Lehrerin.

Eine junge, lebenslustige, aber eifrige und gewissenhafte Ausländerin kommt als Sprachlehrerin nach Deutschland. Sie meint es ehrlich mit ihrem Berufe, will ihr Brot auf eine anständige Art und Weise erwerben.

Sie ist von Hause aus an ein Leben im großen Stile gewöhnt. Um das fortzusetzen, muß sie, da die Eltern ihr nur wenig hinterlassen haben, sehr emsig und angestrengt arbeiten. Das will sie auch, und die Gelegenheit ist gleichfalls günstig.

Obwohl sie ihre Stunde ziemlich hoch berechnet, fehlt es ihr nicht an Schülerinnen, in deren Familien sie angenehmen, ihr zusagenden Verkehr findet.

Besonders aber laufen ihr ältere Schüler zu. Umsonst warnt man sie, dieselben anzunehmen. Sie kennt sich zu gut und weiß, daß sie sich trauen darf. Als Ausländerin und Lehrerin kann sie sich ja auch wohl erlauben, was gewöhnlich nicht gerade zum guten Ton gehört?

Aber die Mütter der Zöglinge nehmen Anstoß daran, daß „junge Herren“ in das Haus kommen. Die Kinder werden ihr nach und nach entzogen. Nur wenige Familien halten fest, zu denen sie jedoch von nun an in die Wohnung kommen muß. Das raubt mehr Zeit.

Materiell schlechter steht sie sich indessen nicht. Die Freigebigkeit der erwachsenen Schüler überhäuft sie mit reichen Geschenken, welche anzunehmen sie leider nicht zu stolz ist. Sie versteht es auch, ihren Dank auf die lebenswürdigste Weise auszusprechen.

Damit sind die Geber auf die Dauer natürlich nicht zufrieden.

„Was wollen sie denn? Warum überschütten sie das arme Mädchen mit übertriebenen Schmeicheleien, mit Beteuerungen heißester Liebe und verfolgen es mit glühenden, verlangenden Blicken? — Es ist ja garnicht abgeneigt zu heiraten.“

Doch, wer denkt daran? — Eine arme Sprachlehrerin? Eine hergelaufene Fremde? Das wäre zu lächerlich, ganz vernunftwidrig!

Als man sich deutlicher erklärt, ist sie gezwungen, mehreren energisch ihr Haus zu verbieten, ihnen auf das Bestimmteste die Thür zu weisen. Andere ziehen sich von selbst zurück, da sie merken, daß sie das nicht finden, was sie suchen, daß es zu lange währt, bis sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangen.

Wahrscheinlich ist ihnen bereits ein anderer zuvorgekommen, hat sie überboten. Denn wo eine gute, kostbare, unverdorbene Ware ist, findet sich immer ein Käufer.

Sie gehen.

Nur einer kommt nach wie vor jeden Tag unermüdlich, meist in der Dämmerstunde, da seine übrige Zeit anderweitig in Anspruch genommen ist.

Er findet sie stets bei angezündeter Lampe, mit einer feineren Handarbeit beschäftigt, durch welche sie sich einen geringen Nebenverdienst erwirbt.

Er ist alt und häßlich, vom Stamme Sem. — Was schadet das?

Er zahlt seinen Unterricht so reichlich, daß sie von diesem einen Schüler allein leben kann.

Warum aber liegt ihm soviel an dem Studieren? — Nie lernt er seine Lektion, nie ein neues Wort. Er hat es auch nicht nötig, da er ihre Muttersprache fast ebenso fließend und geläufig spricht, wie sie selbst. Er kommt nur, um ein Stündchen mit ihr zu parlieren, à causer. Als sie ihm einmal ihre Bewunderung darüber ausspricht, antwortet er mit verbindlichem Lächeln, daß er unendlich viel hinzulerne, und daß er dieses für „sein Geschäft“ brauche.

Sie will nicht weiter darüber grübeln. — Doch der Gedanke taucht immer wieder von neuem in ihrem Herzen auf: „Vielleicht liebt er dich, begehrt dich eines Tages zu seinem Weibe?“

Sie will seine Hand nicht ausschlagen, wenn er auch ihrem Ideale nicht entspricht, ist er doch sehr reich; — und überdies sehnt sich ihr leichtfließendes, heißes, romanisches Blut nach der endlichen Vereinigung mit einem Manne.

Da erfährt sie, daß er bereits vermählt. O furchtbare Enttäuschung! Wilde, qualvolle Stunden schleichen ihr in der Einsamkeit dahin, aus denen sie sich in die rauschendsten Vergnügungen stürzt.

Aber alle Theater, Konzerte, Bälle lassen sie unbefriedigt; sie ist nicht gesättigt; sie darbt, obwohl sie überall hingehen darf, allein, ohne ältere Begleitung.

In der Gesellschaft der ersten Kreise verkehrt sie schon längst nicht mehr. Sie erscheint ja als eine Gesunkene, Ausgestoßene.

Wie, wenn sie das würde, wofür man sie hält? Warum besser sein als der Ruf? — Das bringt nichts ein; davon kann man nicht leben.

Noch treibt die herbe Not nicht zum äußersten Schritte. Sie kann bequem auskommen.

Aber wenn er auch noch ginge, ihr letzter Schüler, ihr Halt und ihre Stütze? Wenn sein Wissensdurst beendet?

Nein, nein, soweit wollte, soweit durfte sie es nicht kommen lassen! Lieber wollte sie — — — Maitresse, Meze, gemeines, liederliches Frauenzimmer! solche und ähnliche Ausdrücke spuken ihr im wilden Wirbeltanze im Kopfe herum. —



19. Kapitel.

Der Entschluß zur Sünde.

Ein Gespräch, welches sie einst in früheren, glücklichen Zeiten mit einer Freundin geführt, kommt ihr wiederholt in das Gedächtnis zurück.

Sie hatten zusammen überlegt, was sie thun würden, wenn wirklich einmal das bittere Elend, das gebieterische Muß an sie heranträte.

Die andere hatte mit Entschiedenheit und Zuversicht behauptet: „Ich würde Schauspielerin, natürlich eine anständige, Sängerin, Tänzerin, — ganz gleich was, — vorausgesetzt, daß ich zu irgend einer dieser Berufsarten das nötige Talent hätte.

Und fehlte mir dieses, so würde ich dienen, auswandern, die Straße kehren, — wenn es durchaus nicht anders geht, auch einmal betteln.

Vielleicht würde ich sogar Kellnerin. Man braucht sich trotzdem nicht wegzuworfen.“

Sie hatte geschaudert und schüchtern eingewendet: „Kennst Du es wegwerfen, wenn man sich, um diesen Erniedrigungen zu entgehen, einem, nur einem Einzigen in Treue und Anhänglichkeit hingiebt, und wenn dieser eine uns dafür beschützt in den Wirrsalen, Gefahren und Schrecknissen des Lebens?“

„Wenn ich mich jemandem aus wahrer, reiner Liebe weihe, so ist es edel, sittlich; ich würde keinen Augenblick zögern, ihm alles zu opfern, was ich habe, und was ich bin. Ich würde mich ihm in die Arme; mag folgen, was will; mag die ganze Welt empört sein und sich dagegen auflehnen!“

Aber mich verkaufen, mich für Geld hingeben: pfui! das ist niedrig, das ist schändlich und gemein! — Lieber darben und hungern!

So schlecht denkst Du nicht; so tief wirst Du nie sinken!"

Damit war das Gespräch beendet, und die Freundin hatte bald ihre Worte zur That gemacht.

Sie fand den, welchen sie mit der ganzen Leidenschaft ihrer hingebenden Natur liebte. Mißliche Verhältnisse standen ihrer Verbindung im Wege. — Sie „brannte mit ihm durch“ und kehrte als fein im Auslande angetrautes Weib zurück.

Jetzt lebte sie mit ihm in der teuren Heimat als glücklich liebende und heißgeliebte Gattin im Kreise ihrer blühenden, heranwachsenden Kinderschar.

Ob sie Wort gehalten, wenn es nicht so gekommen? ob sie standhaft geblieben wäre im schweren Kampfe um das Dasein, wenn sie jetzt an ihrer Stelle? — Die arme Lehrerin traut es ihr zu.

Sie aber ist nicht stark genug. Mit einem schweren Seufzer muß sie sich dieses gestehen.

Wohl denkt sie auf Augenblicke daran, bei Verwandten oder Bekannten eine Zeitlang das Gnadenbrot zu essen, in eine entfernte Stadt zu gehen, und dort mit frischem Mute von neuem zu beginnen — es ging ja im Anfange so gut: aber sie hat nicht die nötige moralische Kraft; jeder Plan wird, kaum geboren, schon wieder verworfen; sie ist vom Bequemlichkeitsstrieb zu sehr gepackt.

Sie will warten, bis es nicht mehr anders geht, bis die Gelegenheit — — —

Sa, die Gelegenheit: diese ist es einzig und allein, auf welche unser Lebemann harret.

Er ist in allen Bordells zuhause, hat manches junge Kind um Ruhe und Frieden gebracht, hält sich einen ganzen Harem von Konfektionsdamen.

Jede, welche in sein Geschäft eintritt, muß vor dem Abschlusse des Kontraktes einen geheimen Revers unterschreiben.

Nun gehört sie ihm mit Arbeitskraft und Körper. Er behandelt sie nicht immer auf das liebeichste. Manche weiß von Peitschenhieben zu erzählen.

Und hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan, so kann er gehen. An Abwechslung und Ersatz ist kein Mangel. Er hat genossen und genießt noch bis zum Ueberdruß, bis zum Ekel.

Deshalb kann er auch jetzt warten und sich mit allen Künsten in das Vertrauen derer eindringen, die zu besitzen er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, mag es kosten, was es will.

Er weiß recht wohl, daß keine Eiche beim ersten Hiebe fällt, und daß man das Eisen schmieden muß, wenn es warm ist.

Er hat, wie er ihr später einmal in vertrauter Stunde mittheilt, sich bereits einen teuflischen Plan zurecht gelegt, als er merkt, daß ihm das Schicksal auch ohne diesen günstig, daß die hilflose Lage seiner Begehrten ihm Thür und Thor von selbst öffne. Er ist Frauenkenner genug, um richtig zu beobachten, wie er zusehends dem Ziele seiner Wünsche näher kommt.

Und endlich ist der geeignete Zeitpunkt da. —



20. Kapitel.

Gefallen.

Sie hat Namenstag. Die kostbarsten Geschenke wurden ihr am Morgen überbracht, ohne Karte, ohne weitere Bestellung. Sie weiß, von wem dieselben kommen und kennt auch die Stunde, zu welcher sich der Geber einstellen wird, — vielleicht, um endlich den gebührenden Lohn in Empfang zu nehmen.

Sie bangt und zagt, ohne jedoch ein geheimes Verlangen unterdrücken zu können.

Näher und näher rückt die Zeit.

Sie ist nicht imstande, die gewohnte Handarbeit zu nehmen. Sie zündet die Theemaschine an. Er mag heute — das erste Mal, daß sie ihn darum bittet — mit ihr zu Abend essen.

Eine halbe Stunde früher als gewöhnlich holt sie die Lampe herunter. — Aber es scheint, als will er ihrem Beginnen zuvorkommen. In dem Augenblicke, als das Schwefelholz in der zitternden Hand erlischt, flopft es. Ein zweites, schnell! — Dem Himmel sei Dank: es brennt! — „Herein!“

Er streckt ihr beide Hände zum Glückwunsche entgegen, indem er sich entschuldigt, daß er gar kein Geschenk, nicht einmal eine Blume mitgebracht. Sie weist seine Bescheidenheit in einer ihm höchst schmeichelhaften Weise zurück.

Noch besser gefällt ihm die eigenartige Befangenheit, welche sich heute in ihrem ganzen Wesen kundgiebt.

Gern nimmt er die Einladung zum Thee an.

„Wissen Sie, daß ich Sie im Dämmerseine überraschen wollte?“

„Ich ahnte es.“

Das ist ein glückliches Zeichen. — Er holt aus seinem Mantel, den er in die Ecke gehängt hat, zwei Flaschen Champagner.

„Lassen Sie uns Ihren Namenstag würdig feiern!“

Eine innere Stimme warnt sie. Aber Champagner ist ihr Lieblingsgetränk. Sie bringt zwei Gläser herbei und schneidet die heute früh erhaltenen Torten an. Beim lustigen Becherflange wird die Unterhaltung bald recht lebhaft und übermütig.

„Nein, danke; ich trinke nicht mehr!“

„Bitte, ein Glas!“

„Nicht einen Tropfen!“

„Nun, dann vielleicht später. — Jetzt erst mein Geschenk!“

Schon oft hat er darauf hingewiesen, daß ihr Zimmerchen, obwohl sie es mit feinem Geschmack und Takt gemütlich zu machen wisse, für sie zu ärmlich und jämmerlich sei. Sie hatte ihm stets geantwortet, daß ihre bescheidenen Mittel sie zwingen, so einfach zu leben.

Sehr wohl fühlt er dabei heraus, daß sie sich nach Pracht und Pomp auch in der Wohnung sehne.

Jetzt legt er ihr die Zeichnung eines niedlichen Landhäuschens vor, welches sie bereits mit seiner kostbaren Einrichtung kennt.

„Ich habe es gekauft, und Sie sollen darin wohnen.“

„Ich? — Gekauft? — für mich?“ jubelt sie. „Ich soll darin wohnen? — Wann? — Wie lange?“

„Jetzt gleich. — Vorläufig auf ein Jahr.“

Sie überhört dieses mit Bedeutung gesagte „Vorläufig.“ Ein Jahr dünkt ihr eine Ewigkeit. Ein Jahr, ohne Miete zu zahlen!

Wie närrisch springt sie im Zimmer herum. — Dann bleibt sie plötzlich stehen: „Und nur, weil mein Namenstag ist? — Alles, alles umsonst?“

Er legt sanft den Arm um sie und schmeichelt ihr andere Zauberbilder vor, erzählt von Leckerbissen, die keinen Pfennig

kosten, von Kleidern aus schwerem Sammet und köstlicher Seide, von Wagen und Pferden u. s. w.

Sie hat noch einige Gläser Champagner getrunken. Doch es scheint, als ob derselbe eine umgekehrte Wirkung auf sie ausübe, als ob er sie ernüchtere, ihr die moralische Kraft und den Mut gäbe, der ihr bisher stets im Leben gefehlt.

Noch ist es nicht zu spät! — Mit einem wilden Aufschrei reißt sie sich plötzlich los und eilt entschlossen zur Thür. — Der Verführer erhebt sich gleichfalls und tritt mit eisiger Ruhe auf sie zu.

„Bleiben Sie, mademoiselle! Sie sollen nicht sagen, daß ich Sie aus Ihrer eigenen Wohnung vertrieben habe!“

Er wirft seinen Mantel um.

„Sie sehen mich heute zum letzten Male.“

„Sie, Sie wollen doch nicht — — —?“

Sie steht wie vom Schreck erstarrt.

„Mir das Leben nehmen? — O, nein!“

Er lacht hell auf.

„Dazu bin ich viel zu vernünftig. — Aber weil ich Ihnen so unangenehm, werde ich Sie nicht mehr mit meiner Gegenwart belästigen und mir eine andere Lehrerin für die Zukunft suchen.“

Da ist es, was sie solange gefürchtet. Das Angstgespenst hat sich verkörpert, hat Fleisch und Bein bekommen, steht mit frischem, gesundem Blute atmend, lebend und drohend vor ihr! — Jetzt verläßt er sie auch, ihr letzter Schüler, ihre einzige Hoffnung, und nun muß sie betteln, hungern, oder — — —

Das Oder will ihr im Augenblicke nicht recht klar werden.

Er entnimmt seiner Börse einen Hundertmarkschein.

„Als Honorar für meine letzten Stunden.“

„Sie haben gestern bereits gezahlt.“

Er macht eine Bewegung, als will er das Geld wieder einstecken.

Da wird ihr auf einmal die Bedeutung dieses verzweifeltten Oder ganz klar. Sie hat ja den Gedanken schon lange genug

mit sich herumgetragen, sich vollständig mit demselben vertraut gemacht!

Noch einen Augenblick der Besinnung, einen Moment der Reue; dann ergreift sie das gefüllte Champagnerglas, welches nicht einmal ihr gehört, und stürzt es mit einem Zuge hinunter.

Ein kurzer Blick, in welchem indessen unsagbar viel liegt, in dem sich alles andere eher ausspricht als eine Herausforderung zum Kampfe, trifft den Gegner.

Er hat sie verstanden. Fest schlingt er den Arm um sie und küßt sie heftig. Sie widerstrebt nicht. Auch als er sie zu sich auf das Sofa zieht, folgt sie gehorsam.

Da erlischt durch eine unvorsichtige Handbewegung seinerseits „zufällig“ das Licht. Sie merkt und sieht es nicht. Berauscht von Wein und von so lange unterdrückter, niedergekämpfter Sinnlichkeit, ist sie an seine Brust gesunken, voll von Verlangen und Hingebung.

Sie ist die Seine geworden. — — —

Was nun folgt, ist das gewöhnliche Schicksal eines gefallenen Mädchens.

Er hält sein Wort für ein Jahr. Ja, sie versteht es, ihn noch etwas länger zu fesseln.

Dann geht sie von einer Hand in die andere über, bis sie endlich, alt, häßlich und abgelebt, ihr Ende in Not und Elend findet. —



21. Kapitel.

Die gebildete Amme.

Es ist eine große Lüge gegen sich selbst, wenn sich ein Mädchen einreden will, daß es ohne echte Liebe, nur einem angehören, mit ihm fortan Leid und Freude teilen würde. Das läßt einesteils die Unbeständigkeit des Mannes, andererseits seine eigene nicht zu.

Sa, hätte es sich aus reiner, wahrer Liebe geopfert, so wäre es vielleicht noch Zeit zur Umkehr gewesen. Die Gefallene muß aber neben dem Mut der Schande auch den des Leidens haben, — wie ihn jene Berliner Amme bewiesen hat.

Dieselbe war vor einigen Wochen in ein vornehmes Haus gekommen. Treu und gewissenhaft hat sie sich ihrer Pflichten unterzogen und scheint nichts Höheres zu kennen als ihren Beruf.

Sie gewinnt schnell die Zuneigung der Hausgenossen, und vor allem hängen ihr die Kinder an. Sie gehen sogar mit ihren Schularbeiten zum „Brüderchen“ und fragen bittend die Mama, ob Marie mit demselben nicht in das Musikzimmer kommen darf, während sie üben.

Als die Mutter nach dem Grunde forscht, erfährt sie, daß die Amme den kleinen Mädchen beim Einstudieren ihrer Klavierstücke behilflich ist, daß sie kürzlich sogar den großen eine schwere Sonate von Beethoven vorgespielt und ihnen wiederholt die französischen und englischen Aufgaben gemacht hat. — Daher also die große Zufriedenheit der Lehrer in den letzten Wochen!

Jetzt jedoch muß sie beichten. Wenn auch ungern, so hält sie es für ihre Pflicht, ihrer Dienstherrschaft, sobald dieselbe fragt, die volle Wahrheit zu gestehen.

Sie ist die Tochter einer angesehenen Familie des südöstlichen Deutschlands. Weil sehr begabt, will sie das Lehrerinnenexamen machen und besucht zu diesem Zwecke das Seminar der nächsten Kreisstadt.

Hier lernt sie einen nur wenig älteren Schüler kennen, für den sie sofort eine überschwengliche Zuneigung empfindet. Beide geloben sich mit den heiligsten, heißesten Eideschwüren, daß sie sich dereinst angehören wollen.

Aber theils aus jugendlicher Unbesonnenheit und halber Unkenntnis der Sache, theils aus zu wildem, heftigem Gefühlsdrange, welcher das „Dereinst“ nicht abwarten kann, lassen sie sich vor der Zeit zu intimerem Verkehre hinreißen.

Die Folgen bleiben nicht aus.

Nun erwacht in der armen Seminaristin das Gewissen. — Ein Vierteljahr noch, und sie hat das Examen bestanden. Soll sie ausharren, um ihre Zukunft sicher zu stellen? Es merkt bis dahin wohl noch niemand? — Wenn aber doch? — O, ihre unglücklichen, elenden, betrogenen Eltern!

Sie wird von Neue gefoltert. — Am besten, sie kehrt zurück, wirft sich denselben zu Füßen, gesteht alles und bittet um Verzeihung. — Nein, das darf nicht sein; diese Schande, will sie denselben nicht bereiten! Sie hat gesündigt; sie allein hat Strafe verdient: sie allein will auch die Folgen tragen, um wenigstens vor sich selbst gerechtfertigt zu sein. Besser, die Angehörigen betrauern sie als eine Tote, Verschollene, denn als eine Ehrlose.

Sich das Leben zu nehmen, verbietet ihr ihre Religion. Sie ist auch nicht feige genug dazu.

Ihre Ersparnisse reichen aus, um einige Monate in Zurückgezogenheit leben zu können. Ueber das Weitere will sie vorläufig nicht nachdenken.

Sie wählt einen ziemlich entfernten Wohnsitz, den nicht

einmal der Geliebte erfahren soll. Es gelingt ihr, dorthin unbemerkt zu entkommen.

Die beständige Angst und Sorge wirken natürlich nicht vorteilhaft auf das keimende Leben in ihr. Das Kind wird atmend geboren, haucht aber schon nach einer Woche den schwachen Geist aus, zum großen Glücke für die junge Mutter, die nun doch wenigstens nur für sich allein zu sorgen hat und bald die erwähnte Ammenstelle findet.

Gefragt, was sie vorhätte, wenn ihre Zeit hier vorüber, giebt sie zur Antwort, daß sie sich auf irgend eine ehrliche Art und Weise weiter ernähren würde; es sei ihr gleich, welchen Rang sie einnähme; sie wolle fühlen.

Es gelingt indessen ihrer Herrschaft, die Adresse der bekümmerten Eltern ausfindig zu machen. Sie übernimmt das Vermittleramt, und die gesunkene, aber reumütige Tochter kehrt in die Arme der ihr verzeihenden Angehörigen zurück. —

Hier haben wir einen Fall von „freier Liebe“, den wir wohl nur in sofern als unsittlich hinstellen können, wie er mit unseren heutigen Ehegesetzen nicht im Einklange steht. Sonst möchte ich der Heldin desselben mehr Moral zusprechen, als mancher ehrbar die Augen niederschlagenden, mit voller Rechtmäßigkeit angetrauten Gattin.

Fänden sich viele ähnliche Naturen, so dürften wir schon den Versuch machen, in einem unserer modernen Kulturreiche die „freie Liebe“ einzuführen. —



22. Kapitel.

Eine kurze Bemerkung über Syphilis.

Das ist es ja, was wir wollen, wonach wir streben!" ruft das große Mehr der männlichen Bevölkerung. „Hebt alle Vereine auf, die sich des Gegenteils befleißigen! Nieder mit ihnen! Es ist doch nichts anderes als eitel Schein und Trug.“

Man möchte glauben, daß die Schreier recht haben, wenn wir z. B. dem Mitgliede einer christlichen Studentenverbindung, welche den Paragraphen: „Keusch bis zum Ehebette“ in ihren Statuten hat, in einem berühmten Nachtcafé begegnen, und wenn uns dieser „reine“ Jüngling an ebendemselben Orte seine Visitenkarte zu überreichen wagt, die mit vollem Zirkel, Namen u. versehen ist. Wir haben kurz vorher bemerkt, daß er sie auch einer der anwesenden „Damen“ verehrte.

Wenn er diese später nachhause begleitet, so handelt er, wenn auch unverschämt, immerhin noch schlauer darin als seine Corpsbrüder, welche die öffentliche Sünde scheuen, sich aber bei Nacht und Dunkelheit in die geheimen, verrufenen Winkel der Stadt schleichen, die den „Handschuhmädchen“ auf-lauern, wenn diese abends aus den Fabriken kommen, und welche sich die Syphilis, den Tripper oder andere ekelhafte Krankheiten, so zu sagen, auf der Straße auflesen.

Nun stellt sich die falsche Scham ein. — Sie haben oft genug von den Medizinern gehört, daß die Unheilbarkeit dieser Uebel ein alter Aberglaube, daß bei richtiger Behandlung mit Quecksilber u. s. w. dieselben sehr wohl auskuriert werden können. Aber anstatt sich jetzt einem tüchtigen, vernünftigen Arzte anzuvertrauen, quacksalbert solch frommer Student, der

„sich etwas verdorben hat“, selbst an sich herum, trägt das Seine zur Weiterverfeuchung redlich bei und untergräbt später die Gesundheit, das Glück und den Frieden einer ganzen Familie. —

Deshalb also müssen wir wohl denen unbedingt recht geben, welche sich energisch gegen die Abschaffung der Freudenhäuser aussprechen, denen es vielleicht das liebste wäre, wenn jedes Weib unter Sittenpolizei stände, indem sie behaupten, daß es in einer Universitätstadt nicht zwei Frauen gäbe, welche unberührt sind?

Man mag uns erlauben, anderer Meinung zu sein!

Und selbst, wenn die Bordellwirtschaft für den Mann als das Wünschenswerte erscheint und bei den heutigen Zuständen auch wohl das Richtige sein mag, so ist ja wieder das Weib nicht in Betracht gezogen.

Man glaube gar nicht, daß sich das Bordellmädchen behaglich in seiner Haut fühlt, daß es mit dem Berse vollkommen einverstanden ist:

„Wir Femina, wir sind ja nur zum Lieben da“!

O, nein! — Sogar diejenige, welche Jahrelang der Venus als treue Anhängerin gedient, würde selig sein, wenn sich ihr eine rettende Hand entgegenstreckte, welche sie liebevoll aus dem Sumpfe emporzöge, sie vor dem grauenvollen Alter bewahrte, das ihrer harret, und welches keine Gnade, kein Erbarmen für sie hat. Sie würde dem dankbar zujubeln, der da käme, sie weit, weit fort von dem Schauplatze ihrer Thätigkeit als ehrbare Bürgersfrau zu führen. Sie folgte ihm mit Freuden, müßte sie auch dort in bescheidenen, einfachen Verhältnissen leben. — Der Befreier würde vielleicht seine großmütige Handlungsweise nicht bereuen.

Man wird mich für optimistisch halten, wenn ich behaupte, ein Freudenmädchen könnte das Verlangen haben, in geordnete Verhältnisse zu kommen, könnte sich zurücksehnen in die Welt, aus welcher es entflohen. — Ich habe auch hierfür Beweise.

Zwei Beispiele werden vorläufig genügen: —

23. Kapitel.

Der Männerfang.

Eine unserer bekannnten Dirnen — der allgemeine Geschmack nennt sie schön: hellblond, groß, herrliche Figur — versucht es mit allen erdenklichen, ihr zu Gebote stehenden Künsten und Raffinerieen, jedes neue Opfer soweit zu bestriicken, daß es ernstlich mit sich zurate geht, ob es dieses Weib, dieses erhabene Weib nicht heimführen soll als seine Gattin; ob es nicht unrecht ist, ein solch edles Wesen, eine anbetungswürdige Frau verkommen zu lassen, nur weil die Verhältnisse dieselbe in ihren jetzigen Beruf hineingezwungen haben?

Wenn es dann doch beim Ueberlegen bleibt, so liegt der Grund vielleicht nur darin, daß sie sich zu schnell, zu unbedingt gab. — Ein Weib will gewonnen, mit Anstrengung erworben und verdient sein. —

Schon bei der ersten Begegnung beginnt ihre Koketterie. Sie stellt sich, abends im Café, hochmütig, unzugänglich, unnahbar.

Kaum wagen wir es, sie anzuschauen. Sie erscheint uns als ein neuer, ein leuchtender und blendender Stern. — Endlich, nachdem wir schon mehrere Nächte, ohne mit ihr zu sprechen, in ihrer Nähe geessen, faßt sich der am meisten Begeisterte das Herz, sie anzureden.

Er bedient sich dabei nicht des hier sonst üblichen, allgemeinen „Du“, sondern gebraucht die Höflichkeitsform „Sie“. Ueberrascht und höchst angenehm berührt, wirft sie ihm einen dankerfüllten Blick zu.

Flüsternd giebt er ihr sein Verlangen kund. Sie stutzt; aber ohne ein Wort der Erwiderung nimmt sie mit schwerem Seufzer Hut und Mantel und geht mit ihm nach ihrer Wohnung.

Sie versteht es, wilde, leidenschaftliche, unbändige Gefühle zu erheucheln, Gefühle, wie er sie nie bei Mädchen ihres Schlages getroffen. — Er fühlt sich immer fester in ihren Banden.

Am Morgen beschwört sie ihn, doch noch nicht zu gehen, oder, wenn es sein muß, gar recht, recht bald wiederzukommen.

Schon am Nachmittage ist er von neuem bei ihr und sieht sich erstaunt im Zimmer um. Der prächtige Bücher-schrank fesselt seine Aufmerksamkeit. Was für eine Lektüre? — Nur gute, ausgewählte Sachen: unsere Klassiker, bessere Litteraturgeschichten, wertvolle Atlanten zc.

„Wer wählte die Bibliothek für Dich aus?“

„Ich selbst. — Sie ist mein Trost in der Einsamkeit.“

Längst hat sie gemerkt, daß sie ihm damit imponiert. Er staunt.

Auf dem Klaviere liegen Beethoven, Mozart, Chopin, Mendelssohn, Richard Wagner. — Seine Verwunderung wird immer größer.

„Du spielst diese Stücke?“

Sie nickt bejahend. — Er will sie an den Flügel ziehen; indessen ist sie schlau genug, diese günstigen Eindrücke nicht unbenuzt vorübergehen zu lassen.

Eine unzeitige Berührung könnte wieder zur Sinnlichkeit hinüberführen und alles verderben. — Deshalb vertröstet sie ihn auf ein nächstes Mal, indem sie bittet, ihr, wenn es seine Zeit erlaube, ein wenig vorzulesen.

Gern ist er dazu bereit, da er einen guten, fesselnden Vortrag hat, und sie ist ganz Ohr, wie gebannt von seinem angenehmen Organ, seiner Betonung, seinem ganzen Wesen.

Er muß jeden Tag kommen. Dazu bestimmt ihn nicht nur ihr Wunsch, ihre rührende Bitte; es ist ihm ein Bedürfnis.

Und was treiben sie zusammen? — Sie lesen Torquato

Tasso, Egmont, Sphigenie. Geistreiche Gespräche unterbrechen ihre Lektüre. Seine Bewunderung steigert sich mehr und mehr.

Eines Tages bittet sie ihn, ein kleines Musikstück vorzutragen. Er sucht eine Weile zwischen den bereitliegenden Hefen herum. Dann schlägt er das Mendelssohn'sche „Lied ohne Worte“ Nr. 9 auf.

Mit der ihm eigenen Gefühlswärme weiß er viel hineinzulegen. Wie berauscht steht sie hinter seinem Stuhle.

Als er geendet und sich halb umwendet, fällt sie ihm selbstvergessen um den Hals, indem sie immer und immer wieder beteuert, er sei anders wie die übrigen Männer.

Weiter läßt sie es aber nicht kommen. Sie beschwört ihn, sich ruhig zu verhalten, und ihr zu gestatten, ihm ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Er muß sich zum Zuhören zwingen; aber er will die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, da er schon längst Verlangen gehabt hat, etwas Näheres aus der Vergangenheit dieser wunderbaren Frau zu erfahren. —

Wieviel an ihrer Geschichte Wahrheit, wieviel Dichtung ist, habe ich nicht untersucht. Jedenfalls ist es sicher, daß sie mit ihrem Berichte wirkt. Das will sie auch und ist sich dessen voll bewußt. Darum hat sie ihn schon so oft, mit allen ergreifenden Kleinigkeiten ausgeschmückt, wiederholt, daß sie schließlich selbst daran glaubt. —



24. Kapitel.

Wie man Dirne wird.

Sie beginnt mit ihrer glücklichen Jugendzeit. — Froh wächst sie als älteste von acht Geschwistern im Kreise der Eltern heran. Es wird kein Geld für die Ausbildung gespart. Sie soll in den Stand gesetzt werden, dereinst auf eigenen Füßen zu stehen.

Als sie kaum siebenzehn Jahr alt, meldet sich eines Tages ein älterer, sehr vornehmer Herr aus der Residenz, welcher sie als Erzieherin seiner Kinder engagieren will. Er habe gehört, sie suche eine ähnliche Stelle. Sie würde vollkommen als Tochter in der Familie aufgenommen und dürfe an der Geselligkeit des Hauses teilnehmen.

Voller Jubel über die Aussicht einer heiteren, blendenden Zukunft, beschwört sie die Eltern, welche anfänglich wegen der zu großen Jugend ihrer Tochter etwas besorgt sind und mit der Erlaubnis zögern, sie ziehen zu lassen in die weite, schöne, die herrliche Welt. In der prächtigen Großstadt zu leben: das ist ja stets ihr glühender Wunsch gewesen.

Endlich wird ihr derselbe erfüllt. — Sie reist mit ihrem Gönner davon.

Im neuen Heim angekommen, erfährt sie, daß Gattin und Kinder ihres Brotherrn noch nicht von der Reise zurück, aber jeden Tag erwartet werden.

Es würde deshalb unschicklich sein, sie im Hause zu behalten. Einstweilen besorgt er ihr ein nettes, freundliches Zimmerchen in einer ihm bekannten Familie.

Aber sie muß noch heute nachhause schreiben, um ihr glückliches Eintreffen anzuzeigen. Was soll sie berichten? Wird man sich nicht wundern und ängstigen?

Der Prinzipal diktiert ihr den Brief, der imstande ist, die Eltern vollständig zu beruhigen, und welcher trotzdem nicht das Geringste verrät. Er trägt denselben eigenhändig zur Post und verspricht, alles, was etwa in seiner Wohnung für sie vor ihrem Einzuge ankommen sollte, sofort zu überliefern. — Wie lieb und gut er ist!

Er erkundigt sich täglich nach ihrem Wohlergehen. — Doch es vergeht Woche auf Woche, und noch immer hört und sieht sie nichts von seinen Angehörigen.

Obwohl er ihr Herz vollständig gewonnen hat, fängt sie endlich an, Verdacht zu schöpfen.

Was thun? — Soll sie heimlich entfliehen, in die Heimat zurückkehren? — Nein! Die Schande wäre zu groß. Was müßten die Gespielinnen davon denken? Wie würde man mit Fingern auf sie zeigen!

Und die Eltern? — Sie hatte dieselben ja in jedem Briefe belogen. Natürlich in der besten Absicht, nur um denselben Freude zu bereiten.

Außerdem fehlt ihr auch das Reisegeld. Sie hat nur wenig mitgenommen, da ja nach dem ersten Monate ihr Gehalt ausgezahlt werden soll, volle fünfzig Mark. Das ist viel.

Sie will davon ihren Geschwistern etwas schicken, trotzdem man ihr zuhause geraten hat, jede überflüssige Summe für sich auf die Sparkasse zu tragen. Letzteres ist wenigstens ein tröstender Gedanke. So merkt man doch das Ausbleiben des Geldes nicht.

Mit ihrer kleinen Barschaft hoffte sie, wohl länger als einen Monat zu reichen. Aber bei ihrer Ankunft in der großen Stadt fehlt ihre Börse; sie ist ihr auf eine rätselhafte Weise abhanden gekommen; denn noch kurz zuvor hat sie dieselbe in Händen gehabt.

Als sie thränenden Auges ihrem Begleiter den Verlust

mitgeteilt, hat dieser gelächelt, sie getröstet, ihr ein Zwanzig-Markstück gegeben und auf ihr Zögern geantwortet, sie solle es nur einstweilen als Abschlag nehmen und kommen, wenn sie mehr nötig habe; es würde sich später schon finden.

Noch hat sie nichts von dem Gelde gebraucht; denn alles, dessen sie bedarf, wird ihr im Hause der „bekannten Familie“, die indessen nur aus einer älteren Dame besteht, reichlich gewährt. Jeder Wunsch wird, kaum geäußert, schon erfüllt.

Aber sie darf doch fremdes Eigentum nicht zu ihrer Reise benutzen? Das wäre stehlen. — Und es später zurücksenden? Sie weiß recht gut, daß die Eltern ein Opfer bringen müßten. Sie haben deren schon genug gebracht durch Anschaffung ihrer Aussteuer u. s. w.

Gewißheit jedoch will sie sich verschaffen. — Als ihr Herr am nächsten Tage erscheint, tritt sie ihm mit verschiedenen schüchternen Fragen entgegen.

Auch er beabsichtigt, seinem Zwecke näher zu kommen. Sehr allmählig und behutsam bereitet er sie vor, führt sie in das Wesen, in die Geheimnisse der Liebe ein.

Er dringt nicht heftig in sie, macht ihr sogar das Anerbieten, er wolle ihr das Reisegeld leihen, wenn sie vorzöge, nachhause zu gehen. Auch das, was er einsteilen an Kost und Logis für sie ausgelegt, könne sie ihm gelegentlich senden.

Ein Thränenstrom ist die Antwort. — Aber dieser währt nicht ewig, und zuletzt verlangt sie von ihrem innerlich über die Naivetät seiner Schülerin belustigten Lehrer nur noch zu wissen, ob denn „die Liebe“ keine Folgen habe. Sie hat früher einmal so etwas gehört und ist durch die pikante Lectüre, mit welcher er sie fortwährend versorgt hat, ganz wirr geworden. Als sie auch in diesem Punkte beruhigt ist, willigt sie in alles ein, was er von ihr verlangt. —



25. Kapitel.

Unter Sittenpolizei.

Unfänglich findet sie, als zu schnell Ueberrumpelte, nicht den rechten Geschmack. Das so verführerisch geschilderte Wonnegefühl, „die Quintessenz des Ganzen“, stellt sich nicht ein. — auch die Liebe will gelernt sein.

Dann aber versucht sie, in vollen Zügen zu genießen. — Sie ist rührend aufrichtig in ihrer Erzählung. — Doch als ihr sein täglicher Besuch zum Bedürfnis geworden ist, bleibt er zur bestimmten Stunde aus.

Sie wartet und wartet. — Vergeblich. — Auch der folgende Tag bringt ihn nicht, nicht der dritte, nicht der vierte. — Es vergeht eine Woche, eine zweite, ohne daß er sich sehen läßt.

Da wird auch die Wirtin mißtrauisch. Sie kündigt ihrer Schutzbefohlenen an, daß sie morgen die Pension zu zahlen habe, falls sich ihr „Berehrer“ nicht noch heute einstelle.

So angeredet, ist sie trostlos. Sie weiß keinen Ausweg. Aber die „alte Dame“ kennt deren genug. Sie solle ihr nur die Sache überlassen; es würde an „Kunden“ nicht fehlen. Verzweifelt sinnt die arme Betrogene auf andere Mittel. Sie findet weder Rat noch Hilfe, keinen Rettungspfad als den vorgeschlagenen.

Und sie kommen wirklich, alt und jung, häßlich und schön, klein und groß. — Sie wählt natürlich.

Das geht, solange es eben geht, d. h.: bis die Polizei Wind bekommt. Da meldet ihr eines Tages die liebens-

würdige Kupplerin, daß sie in ihrem Hause nicht länger bleiben könne, sie wolle ihretwegen, durch ihr zu arges, auffallendes Treiben nicht in schlechten Ruf kommen, nicht ihren guten Namen aufs Spiel setzen.

Alles Bitten, alles ängstliche Flehen um fernere „Gastfreundschaft“ ist umsonst. Schließlich hat die „mütterliche Freundin“, die Vertraute, noch soviel Mitleid, ihr die Adresse einer anderen „Dame“ anzugeben, welche arme, schutz- und obdachlose Mädchen für ein Geringes aufnahme und beherberge.

Die Ausgestoßene findet das bezeichnete Asyl in einem entlegenen, elenden Vorstadtwinkel.

Hier ist das „Geschäft“ meist herzlich schlecht. Sie hat oft kaum Brot, um ihren Hunger zu stillen; denn sie hütet sich wohl, wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Schließlich findet sie eine Leidensgenossin. Mit dieser verbindet sie sich zu gemeinsamem „Arbeiten“, und von nun an geht es wieder bergauf.

Aber, wovor sich beide so in acht genommen, was alle diese Mädchen zuerst umgehen wollen, und vor dem sie mit Grausen fliehen: es bleibt nicht aus. Sie werden unter Sittenpolizei gestellt.

Nun sind sie vogelfrei. Sie können öffentlich handeln; aber sie sind auch ehr- und rechtlos. Sie dürfen herrliche Wohnungen beziehen, sich in Sammet und Seide kleiden; doch wem wollen sie verbieten, mit Fingern auf sie zu weisen?

Die Unglückliche, Entehrte kann auch nicht vermeiden, daß die Eltern schließlich die volle Wahrheit über das lasterhafte Leben der Tochter erfahren. Dieselben mögen nichts anderes thun, als die so tief gesunkene, ihrer unwürdige Dirne zu verfluchen, sie für ewig aus ihrer Nähe zu verbannen. —

Die Erzählerin schildert nun dem andächtig Lauschenden in glühenden, beredten Worten all die Qualen, welche sie deswegen erduldet. — Sie malt das Elend aus, welches sie täglich, ja stündlich trage, wie sie Gefühle heucheln müsse, die sie

nicht habe, wie sie sich entzückt und begeistert stelle, wenn sie am liebsten weinen, laut aufschreien möchte.

Nur einmal, fügt sie errötend, mit niedergeschlagenem Blicke, hinzu, einmal nur habe sie ein wahres Empfinden, einen beseligenden Rausch gehabt. Das sei in der Nacht gewesen, als er sie in seinen Armen gehalten. Erst seit dem Augenblicke weiß sie, daß das Leben etwas habe, was des Lebens wert sei, kennt sie die „wirkliche Liebe“.

Sie ist sich voll und ganz bewußt, daß sie seiner nicht mehr würdig, daß sie ihm nie zumuten würde, einer Ausgestoßenen seine Hand zu bieten, noch dazu einer, die um mehrere Jahre älter als er.

Aber sie wäre glücklich, wenn der geringste Arbeiter sie als sein Weib heimführte, auf daß sie einst als ehrbare Bürgersfrau vor die Thren treten könnte. Sie ist sicher, daß diese ihr dann verzeihen werden. —

Höchst nachdenkend begiebt sich der junge Mann an diesem Abende auf den Heimweg. Noch einmal will er die Sache überlegen, noch einmal mit sich allein zurate gehen. — Kann er einen köstlicheren Edelstein erwerben?

Sein gütiges Geschick bewahrt ihn glücklicher Weise vor dem entscheidenden Schritte. Durch einen unerwarteten Brief wird er eilig in die Heimat gerufen; — und später ist er imstande, mit ruhigerem Blute zu urteilen, erfährt auch durch Freunde und Bekannte von ähnlichen Ausritten und Szenen, die seine Vergötterte ins Werk gesetzt.

Sie strebt mit allen Mitteln dahin, unter die Haube zu kommen. Sie betrachtet, mit vielen ihres Standes, ihren Beruf als etwas Naturwidriges, Ungesundes und möchte ihn deshalb so bald wie möglich aufgeben. —



26. Kapitel.

Das schlaue Bordellmädchen.

Zuweilen gelingt es einem Freudenmädchen wirklich, sich einen Gatten zu „kapern“, wenn auch Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt werden müssen.

Eine „hübsche, elegante, geistreiche Dame“, Künstlerin, empfing zu jeder Zeit, sei es Tag oder Nacht, den Besuch der „Elite“ der jungen Männerwelt aus Stadt und Umgegend. Jeder ist herzlich willkommen; jeder wird mit Höflichkeit empfangen: nur schade, daß sie alle wieder nach kürzerer oder längerer Zeit gehen, daß keiner, auch nicht einer, bleiben will!

Ihr eifrigster Verehrer wird eines Tages von einem Freunde gefragt, ob er denn die Absicht habe, jene „Schönheit“ zu heiraten. Ein höhnisches Lachen erfolgt neben der kurzen Antwort: „Ach nein; als Frau will man selbstverständlich ein sittlich unbescholtenes Weib.“

Und dabei fliegt der Empörte selbst als Schmetterling von einer Blume zur anderen, um sich an ihrem Dufte bis zum Übermaß zu sättigen.

Auch seine neue Dulcinea vermag ihn bald nicht mehr zu reizen. Mit dem großen Schwarme der übrigen Wanderer zieht er weiter.

Ein Hänfling aber scheint im Netze zu zappeln und vergeblich mit den Flügeln zu schlagen. Sie wirft ihm die köstlichsten Leckerbissen vor, um ihren Liebling fester und fester zu verstricken.

Er ist ein schöner, schneidiger, sehr reicher junger Offizier,

der noch wenig auf dem Parquet der Liebe zuhause. — Es lautet dieses etwas unwahrscheinlich; aber die Verhältnisse, welche ihn zwangen, viel um eine alte, leidende Mutter zu sein, hatten ihn etwas blind gemacht gegen die sonstigen Abwechslungen und Vergnügungen seines Alters und Standes. —

Diesen Jüngling auf Monate zu fesseln, ist nicht allzu schwer, besonders für eine alte, erfahrene Vogelstellerin. Aber die Schöne will ihn für das Leben haben. Daß er den Dienst kassieren muß bei einer Heirat mit ihr, ist klar. Davor fürchtet sie sich nicht. Er hat Geld genug, um die jämmerliche Gage entbehren zu können. Für Glanz und Aufsehen will sie schon Sorge tragen.

Fast gelingt ihr Plan, als der Leutnant von seinen sämtlichen Kameraden gewarnt wird. — Er will sich zurückziehen, sie nur noch einmal sehen und ihr dann auf ewig „lebewohl“ sagen. Von diesem Schritte können ihn alle guten Freunde, obgleich er von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt ist, nicht zurückhalten.

Der Auftritt aber, den sie ihm spielt, als er ihr seine Absicht kundgiebt, ist so ergreifend, so voll von dramatischem Schwunge, so natürlich, daß er auf das gute, wenig gepanzerte Herz des Arglosen seine Wirkung nicht verfehlt. Er verspricht der in Thränen aufgelösten, sie zu halten, zu schirmen, zu schützen, sie, aller Welt zum Troste, als sein ehrliches, anerkanntes Weib heimzuführen.

Doch da ist noch ein Faktor, mit dem er nicht gerechnet: seine Mutter. Sie stellt ihm die ganze Tragweite seines Planes vor die Augen, malt ihm die Schande aus, welche er über die Familie bringen würde, hält mit bitteren Anklagen und ernstestn Vorwürfen, aber auch mit den flehentlichsten Ermahnungen und dem vollen Ergüsse ihrer mütterlichen Liebe nicht zurück.

Was soll er thun? — Er hat ein weiches Gemüt. Noch nie im Leben hat er sich als undankbaren Sohn gezeigt; noch

niemals ist ihm indessen auch seine kindliche Pflicht so unendlich schwer gemacht worden.

Was anfangen? — Auf der einen Seite die, welche ihm das Leben gegeben, die nur für ihn gedacht, gelitten, sich ihm geweiht; — auf der anderen Seite die bestrickend schöne Braut, für die er in glühender Leidenschaft entflammt ist, der er das Eheversprechen gegeben hat: welcher Stimme soll er gehorchen?

Er will noch einmal zu der Geliebten, ihr die Sache ruhig und klar vor die Seele führen und die Entscheidung in ihre Hände legen. Sie wird das einzig Richtige nicht verfehlen.

Die franke Mutter hält ihn von dem Besuche zurück. Sie weiß, daß, wenn er geht, alles umsonst und verloren. — Aber schreiben, schreiben darf er ihr doch? — Es läßt sich nichts dagegen thun.

Der Brief, in verzweiflungsvoller Seelenstimmung und mit den eindringlichsten Worten abgefaßt, wird durch einen Eilboten, der auf Antwort warten soll, übergeben.

Der Gesandte kommt nachhause, ohne ein Wort der Erwiderung erhalten zu haben. — Stunde auf Stunde vergeht, und noch immer trifft solche nicht ein. Als auch der nächste Tag fast vorüber, packt ihn eine namenlose Angst. — Was ist vorgefallen? Warum schreibt sie ihm nicht?

Es duldet ihn nicht länger im Hause. Lust, Lust! Zerstreuung!

In wilder Aufregung durchjagt er die Straßen der Stadt. Er steht am Eingange zum Kasino. Soll er hineingehen? — Ohne, daß er es will, ist er bereits im Saale.

Bei seinem Anblicke wird die Gesellschaft, welche sich zuvor in höchst lebhafter Unterhaltung befand, plötzlich totenstill. — Es war also von ihm die Rede? — Doch was, was? — Er will es wissen! — Sein vertrautester Freund kann endlich nicht umhin, ihm die volle Wahrheit zu gestehen, nämlich die, daß die „schöne Künstlerin“ schwer erkrankt sei, und daß man jeden Augenblick ihr Ende erwarte. —

27. Kapitel.

Die Trauung auf dem Sterbelager.

Ohne zu wissen, wie er hingekommen, befindet sich der junge Offizier vor dem Hause der Freude, der Lust, welches sich jetzt in ein Trauer-, ein Sterbehaus verwandeln soll? — Nein, nein! es kann, es darf ja nicht sein! — Er blickt zu den matt erleuchteten Fenstern empor und zieht dann mit zitternder Hand die Schelle.

Auf seine hastig hingeworfene Frage nickt der öffnende Diener traurig.

„Tot?“

„Noch lebt sie.“

Er will auf das Zimmer seiner Geliebten zustürzen. Doch der Eintritt wird ihm verwehrt. Er bittet; er flucht; er beschwört die Anwesenden; er klagt sich selbst an, „seiner Braut,“ „seinem Weibe“, das Herz gebrochen, sie zum Gifte getrieben zu haben.

Schließlich hat man Mitleid mit ihm.

Auf den Fußspitzen schleicht er in ihr Zimmer und bricht am Bette der Angebeteten kraftlos zusammen. Dann rafft er sich mit seiner ganzen Manneskraft empor und schaut ihr, — ach, wohl zum letzten Male! — in das bleiche Angesicht.

Wie schön sie noch immer ist, schöner fast als je! Da ist nichts von dem Welken, Eingefallenen eines Sterbenden! Nur blaß ist sie, freideweiß. Und mit welchem Geschmacke man sie gekleidet hat! Er fühlt dies alles mehr, als daß er es erkennt.

Da schlägt sie das Auge auf. Es starrt anfänglich in das Weite, in die Leere, um endlich an seinem Antlitze zu haften. Ein Blick, voll von freudiger Ueberraschung, leidenschaftlichem Verlangen, seliger Hingabe, nur ganz, ganz kurz! Ihm aber dringt er durch Mark und Bein. Dann nimmt das Auge den Ausdruck tiefer Trauer an, und mit matter Hand winkt sie ihm Entfernung zu.

Er will nicht gehorchen; aber der Arzt — es ist keiner von den bekannten Größen der Stadt, sondern ein vollkommen fremder — zieht ihn sanft in das Nebenzimmer, indem er ihm zuflüstert: „Nur auf einen Augenblick!“ — Er giebt die Versicherung, daß ihr Zustand hoffnungslos.

Bald erscheint der Priester, welcher die ganze Zeit über bei der Kranken gewesen.

„Würden Sie einer Sterbenden die letzte Bitte nicht versagen?“

Er weiß überhaupt nicht, was er denkt, redet und thut. — Wieder steht er an ihrem Bette, hält die kalte, eisige Hand in der seinen, und der Geistliche giebt beide zusammen für Zeit und Ewigkeit. Er nimmt auch das Sakrament in der Weise, wie es ihr Glaube vorschreibt, und wird zum Renegaten seiner Kirche.

Ein alter Herr, den man als den Vater der Kranken bezeichnet, und der unbefannte Doktor sind Trauzeugen.

Jetzt ist die heilige Handlung vorüber. Sie ist sein rechtmäßiges Weib. Nun kann sie ruhig sterben.

Es ist, als ob dieses Bewußtsein bei der Leidenden Wunder wirkt. Ihre Atemzüge werden nach und nach ruhiger; ihre Hand ist nicht mehr kalt; die Wangen röten sich allmählig. Der Arzt konstatiert, daß eine Wendung zum Besseren eingetreten. Der junge Ehemann solle beruhigt heimgehen; sobald wieder Gefahr im Anzuge, werde man nach ihm schicken. — Man ist vollkommen sicher, daß jeder Einwand von Bekannten zc. jetzt bei ihm abprallen wird.

Der Entlassene wandelt wie im Traume. Er hat das

Gefühl des Unrechtes und weiß doch nicht warum. Sprechen will er mit niemandem. Wohl hätte es ihn wundern können, wie alles so schnell bereit, so vollständig vorhanden war, daß es den Eindruck des Verabredeten machte. Es fehlte an nichts, was nötig.

Aber erst viel später stellt sich dieser Argwohn bei ihm ein, um zur Vergrößerung seines Leidens beizutragen.

Bei dem Besuche am nächsten Tage darf seine genesende Gattin schon einige Stunden das Bett verlassen, und am folgenden empfängt sie ihn frisch und gesund.

Jetzt ruht sie nicht eher, als bis die Nachfeier der Hochzeit mit dem nötigen Pomp ins Werk gesetzt und alles Staatliche vorschriftsmäßig erledigt ist.

Er reicht auf der Stelle das Gesuch um seinen Abschied ein, welcher ihm natürlich sofort bewilligt wird. Die Antwort läßt keinen Tag auf sich warten.

Das Eheglück dauert indessen nicht lange. Die frühere Bordelldirne versteht zu leben, und sogar mit dem größten Vermögen rechtzeitig fertig zu werden. Und als das Geld zur Neige geht, fliegt auch ihre Liebe zum Fenster hinaus.

Die gute Schwiegermutter — die übrigen Verwandten haben sich selbstverständlich zurückgezogen und sich vollkommen von dem Umgange mit den so schnell und auf so eigentümliche Art Vermählten losgesagt — giebt her, was sie entbehren kann, und mehr. Das reicht gleichfalls nicht ewig. Die wenigen Zinsen, welche der treuen Alten bleiben, teilt sie mit ihrem Sohne und mit „dessen Frau.“

Der erstere ist gezwungen, eine bescheidene Stellung anzunehmen.

Diese aber sucht ihren Nebenverdienst auf andere Weise. — Sie bereut ihre Vermählung und beteuert, daß sie vor derselben viel, viel glücklicher war.

Ob dieses der Fall, wollen wir weiter nicht untersuchen, wäre sie selbst früher davon überzeugt gewesen, so hätte sie

die großartige Sterbe- und Trauungskomödie nicht ins Werk zu setzen brauchen.

Es würden hier vielleicht ganz gut die Zeilen von B. H. Brockes passen:

„Man fragte Sokrates, was wohl das Beste wäre,

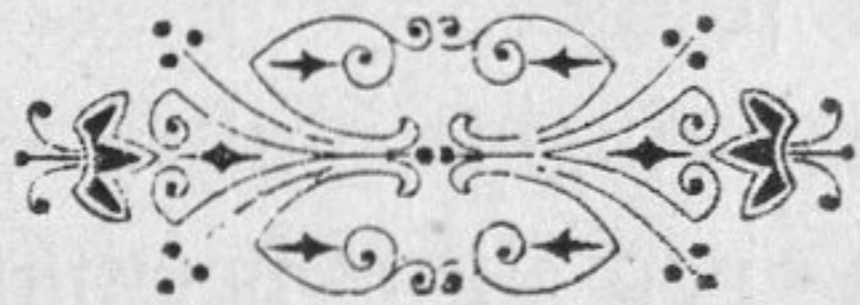
Zu freien oder nicht zu frei'n?

Der Weise gab darauf die Lehre:

Thut was Ihr wollt, so wird es Euch gereu'n!“ —

Darum ist es doch wohl das Richtige, die Sache ruhen zu lassen? Es hieße ja sonst „Eulen nach Athen tragen,“ oder „um des Kaisers Bart streiten.“ Die jetzigen Eheverhältnisse sind ungesund; das Bordellleben ist ungesund: was bleibt?

Vielleicht treffen wir die „freie Liebe“ noch in anderer Form an, die uns als sittlich erscheinen könnte? —



28. Kapitel.

„Wilde Ehen.“

Man sagt, der Mann bedarf des geschlechtlichen Umganges von seiner Keife an. — Gut! lassen wir ihm dieses Vorrecht, wenn wir auch nicht fest davon überzeugt sind! Er kann nun aber in dem jugendlichen Alter noch nicht heiraten. Schon seine Vermögensverhältnisse, sein Berufsstudium verbieten ihm solches.

Da ist wohl das einzig Wahre für ihn, wenn er sich nicht in den Häusern der Lust herumtreiben will, sich ein liebes, ruhiges, ihm ergebenes Mädchen zu suchen, mit dem er fortan, ohne Standesamt und priesterlichen Segen, in Monogamie lebt?

Die Gelegenheit wird ihm geboten. Seiner Hauswirtin Töchterlein hat ein Auge auf ihn geworfen. Die junge Dame ist gern bereit, ihm mit allem, was sie geben kann, anzugehören, solange er bei ihnen seine Wohnung hat. — Muß er sie nach zwei bis drei Jahren verlassen, so scheiden beide ohne Thränen, ohne Reue.

Er findet, nach dem Grundsatz „andre Städtchen, andre Mädchen“, in seinem neuen Aufenthaltsorte Ersatz, und sie tröstet sich mit seinem Zimmernachfolger.

Diese Verhältnisse finden sich in vielen größeren und manchen kleineren Städten. Aber auch sie dürfen wir kaum als sittlich bezeichnen. Denn die Motive? — Seinerseits: Sinnenlust; ihrestheils: Materialismus. — Und immer, wo der

schnöde Mammon an erster Stelle steht, muß sich die Moral in den äußersten Winkel verkriechen.

So giebt es überhaupt kein „freies Verhältniß“, welches sich mit dieser verträgt? —

Henrik Ibsen nimmt in seinen Gespenstern die sogenannten „wilden Ehen“ in Schutz. — Man erlaube mir, die betreffende Stelle aus dem ersten Aufzuge nach der Uebersetzung von M. von Borch hier anzuführen:

— — —
Pastor Manders. Aber ich glaubte, daß die Mehrzahl dieser Leute nicht die Mittel besäßen, eine Familie zu gründen, und ein Heim zu haben.

Oswald. Zweifelsohne giebt es viele unter ihnen, die nicht Geld genug haben, um sich zu verheiraten.

Pastor Manders. Nun, das ist es ja, was ich sage.

Oswald. Aber deshalb können sie doch ein Heim haben. Und einer oder der andere hat es sogar; und ein sehr ordentliches und behagliches Heim obendrein.

Frau Alving (horcht gespannt, nickt zuweilen, sagt aber nichts).

Pastor Manders. Aber ich spreche ja nicht von Junggejellenwirtschaften. Unter einem Heim verstehe ich ein Familienheim, in welchem ein Mann mit seinem Weibe und seinen Kindern lebt.

Oswald. Ja. Oder mit seinen Kindern und der Mutter seiner Kinder.

Pastor Manders (stutzt; schlägt dann die Hände zusammen). Aber du barmherziger Gott — —!

Oswald. Nun?

Pastor Manders. Zusammen leben mit — — der Mutter seiner Kinder!

Oswald. Ja! Oder wäre es besser, wenn er die Mutter seiner Kinder verstieße?

Pastor Manders. Sie reden also von ungesetlichen Verhältnissen! Von diesen sogenannten wilden Ehen?!

Dswald. Mir ist niemals etwas besonders Wildes in dem Zusammenleben dieser Leute aufgefallen.

Pastor Manders. Aber wie ist es möglich, daß ein — ein einigermaßen wohlerzogener Mann oder ein junges Weib sich dazu verstehen kann, in dieser Weise zu leben — so vor den Augen aller Welt!

Dswald. Aber was sollen sie thun? Ein armer, junger Künstler, — ein armes, junges Mädchen —. Es kostet viel Geld, wenn man sich verheiraten will. Was sollen sie denn thun?

Pastor Manders. Was sie thun sollen? Ja, Herr Alving, ich werde Ihnen sagen, was sie thun sollen. Sie sollten sich von Anfang an fern geblieben sein, — das sollten sie.

Dswald. Mit solchen Reden werden Sie bei jungen, heißblütigen, verliebten Menschen nicht weit kommen.

Frau Alving. Nein, damit kommen Sie nicht weit!

Pastor Manders. Und daß die Behörden dergleichen dulden! Daß dergleichen ganz offenkundig geschehen darf! (Stellt sich vor Frau Alving.) Nun, hatte ich nicht Ursache, um Ihren Sohn besorgt zu sein? In Kreisen, wo die unverhüllte Unsittlichkeit geduldet wird und sich gleichsam ein Recht erworben hat — —

Dswald. Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Pastor. Ich bin ein steter Sonntagsgast an einem paar solcher unregelmäßiger Familienherde gewesen. — —

Pastor Manders. Und das noch dazu am Sonntag!

Dswald. Ja gewiß, daß ist ja der Tag, an dem man sich amüsieren soll. Aber niemals habe ich dort ein anstößiges Wort gehört, und noch weniger war ich Zeuge von irgend etwas, das man unsittlich nennen könnte. Nein, wissen Sie, wann und wo ich die Unsittlichkeit in Künstlerkreisen getroffen habe?

Pastor Manders. Nein, Gott Lob, das weiß ich nicht!

Dswald. Nun, so werde ich mir erlauben, es Ihnen zu sagen. Ich habe sie getroffen, wenn einer oder der andere unserer mustergiltigen Ehemänner und Familienväter hinunter

gekommen ist, um sich dort so ein wenig auf eigene Hand umzusehen — und dann den Künstlern die Ehre anthat, sie in ihren bescheidenen Kneipen aufzusuchen. Da konnten wir etwas lernen! Die Herren wußten uns über Dinge und Dertlichkeiten zu erzählen, von denen wir uns niemals hatten träumen lassen.

Pastor Manders. Was? Wollen Sie wirklich behaupten, daß Ehrenmänner von hier zu Hause da draußen — —?

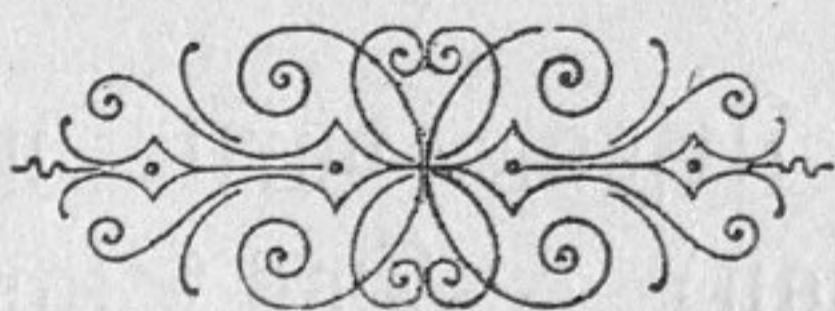
Oswald. Haben Sie denn niemals gehört, wie diese Ehrenmänner bei ihrer Heimkehr sich über die zunehmende Unsittheit im Auslande ausgesprochen haben?

Pastor Manders. Ja, natürlich —

Frau Alving. Das habe auch ich gehört.

Oswald. Ja, man kann ihnen getrost aufs Wort glauben. Sie sind zuweilen sachkundige Leute! (Greift sich an den Kopf.) O — daß das schöne, das herrliche Freiheitsleben da draußen, — daß es so besudelt werden muß!

— — — — — " —



Bayerische
Staatsbibliothek
München

29. Kapitel.

Das Unsittliche in den „Künstlerehen“.

Ich habe obige Stelle wörtlich gegeben, weil Ibsen diese „wilden Ehen“ darin so schildert, wie wir sie in Wirklichkeit finden.

Als sittlich kann ich sie indessen nicht hinstellen. Denn zur Entschuldigung weiß der Dichter selbst keinen anderen Beweggrund anzuführen als das Geld, immer wieder das Geld.

Und selbst diese Ursache dürfte nicht einmal stichhaltig sein. — Was spart man? — Das Standesamt ist frei. Die Trauung kostet so gut wie nichts. Hat man kein „vorschriftsmäßiges“ Kleid, so gehe man in seinem alltäglichen!

Nachher erst stellen sich die Ausgaben ein, und diese sind in den „wilden Ehen“, wie sie Ibsen ausmalt, und wie sie uns die Wirklichkeit zeigt, genau dieselben wie in den gesetzlichen Bündnissen. Möbel müssen angeschafft werden, oder man zahlt einen höheren Preis für eine eingerichtete Wohnung, in beiden Fällen. Der Vater hat seine Familie zu ernähren, hier wie dort. Brot soll da sein; an Erziehungsgeld für die Kinder darf es nicht fehlen u. s. w., u. s. w.

Nein, so leicht verblenden uns die Poeten die Augen nicht! — Sene so hübsch erfundenen Motive sind, selbst wenn

sie moralisch wären, doch nur Trug. Diese herrlichen „Künstler-ehen“ wurden aus ganz anderen Beweggründen geschlossen.

Oft ist es nur jugendlicher Leichtsinns oder tolle Unbedachtsamkeit, welche zu den interessantesten Bündnissen führen; zuweilen spricht jedoch auch ein heimlicher Hintergedanke, welcher im verborgensten Winkel des Herzens schlummert, mit. Es ist das erhabene Bewußtsein, einst wieder frei, ganz frei zu sein, das Band, welches man locker selbst geschürzt, ebenso leicht und bequem später lösen zu können.

Bei manchen muß wohl noch die Blasiertheit in Betracht gezogen werden. Man will etwas Extraes haben, als etwas Besonderes erscheinen. Man macht es eben anders, als es die übrigen Menschen machen; dann ist man eine Ausnahme, ein bedeutender Mann.

Solche und ähnliche Triebfedern führen zur Umgehung des Gesetzes, der bestehenden Ordnung, nicht das gebietende Muß.

Darf man hier von Sittlichkeit reden?

Ja, insoweit, als die Heuchelei fortfällt. — Man hat zu allen Zeiten verschiedene Anschauungen und Begriffe von der Moral gehabt. Man wird später vielleicht über unsere heutige diesbezügliche Meinung spötteln, lachen, oder mit Empörung und Küge davon sprechen. Nie aber wird man die Falschheit, die Scheinheiligkeit, die Lüge für edel erklären, hat das zu keiner Epoche gethan.

Wenn unsere Künstler nicht an jenen Klippen scheitern; wenn sie selbige mit Verachtung umschiffen: so handeln sie groß und sittlich. — Indessen dieses offene Sichbekritteln lassen ist oft mehr ein trotziger Oppositionsgeist gegen das Hergebrachte als die wirkliche Ueberzeugung, daß es das Verkehrte.

Die Hauptmoral dieser Ehen ist ganz wo anders zu suchen. Sie liegt in der wirklichen, großen, wahren Liebe, sofern dieselbe vorhanden und nicht aus bloßer Sinnlichkeit, vorüberauschender Verliebtheit besteht. —

In dieser Hinsicht möchte ich auch das Verhältnis zwischen dem Baron Botho von Nienäcker und Magdalene Nimpfisch, wie es Theodor Fontane in seinem Berliner Romane „Irrungen, Wirrungen“ so natürlich und packend schildert, als moralisch bezeichnen.

Schade nur, daß die harmonischen Beziehungen, — wieder aus Anbetracht des schnöden Geldes, — so traurig unterbrochen werden! —



30. Kapitel.

Die Sittlichkeit in der „freien Liebe“.

Es kann Sittlichkeit in der „freien Liebe“ liegen, viel, viel mehr als in unseren modernen Ehen. Haben wir nur erst die nötige Reife erlangt, so wird uns der Ausdruck nicht mehr häßlich klingen, ebenso wenig wie der „wilde Ehe“.

; Denn muß nicht die Liebe frei sein? Frei, wie der Vogel in der Luft; frei, wie das Kind, das einer natürlichen Verbindung entsprossen?

Sagt doch schon Luther, freilich nicht der tendenziös entstellte, daß Gott mit dem Institut Ehe wenig oder garnichts zu schaffen habe.

Auch die Wissenschaft hat erwiesen, daß dasselbe nicht von Anfang existierte, daß das Mutterrecht erst in historischer Zeit unterging!

Deshalb darf man Bebel es wohl nicht übelnehmen, wenn er sagt, es könnte vielleicht noch eine bessere Institution geben, eine Weiterentwicklung in dem Verhältnisse, in den Rechten beider Geschlechter.

Hierfür scheinen die Frauen ein ganz besonderes Feingefühl zu besitzen. — Aus einem Kreise junger Damen verlobt sich die eine. Die Nachricht verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Jede der Jugendgespielinnen ist neugierig; jede möchte etwas Näheres erfahren. Aber merkwürdig: nicht eine fragt zuerst: „Was macht sie für eine Partie?“ Sondern alle wollen wissen: „Was ist er für ein Mensch.“

Nun bemerkt schon Schopenhauer, vielleicht sehr richtig,

daß nur die Moral gelten darf, die das Menschengeschlecht in der Entwicklung fördert, und daß wir in unserer Gesellschaft den heftigsten aller Triebe, den Geschlechtstrieb einfach totschweigen.

„Ei, das ist christlich,“ sagt der Fromme; „denn der Geist muß die Lüfte des Fleisches besiegen!“

Sa, dann sind wir auch gleich bei Tolstoi; denn es würde kaum jemandem einfallen zu heiraten, die Last einer Familie auf sich zu nehmen, wenn er sich nur an den Geist wendet.

Darum, wer nicht imstande ist, sinnlich zu fühlen, hüte sich vor der ehelichen Verbindung! Wer aber den Geschlechtstrieb befriedigen muß, der nehme sich nicht etwa den ersten besten Partner, um zu zeugen! — Kann das kräftige, lebensfrische, gesunde Nachkommen geben? — Nein, er suche nach einer würdigen Ergänzung, nach einer, die er für ausreichend hält, sein ganzes Leben auszufüllen!

Daß das schwierig ist, dafür spricht schon die Thatsache, daß die Leute aus den unteren Klassen mehr heiraten als die aus den oberen. Warum giebt es dort keine oder nur vereinzelte alte Jungfern? — Weil man nicht lange wählt, nicht zuviel hin und her überlegt.

Hier wird bedacht, erwogen, verworfen, wieder beraten und endlich doch verzichtet. Und darüber könnte die Welt aussterben.

„Deshalb,“ so rufen uns die Prediger der Lust zu, „leben wir für die Zukunft, so lebe auch der geschlechtliche Instinkt!“

„So lebe die Liebe!“ laßt uns auf unsere Banner schreiben! Ich meine die erhabene, allmächtige, alles überwindende, alles opfernde Liebe, der jedes Ding rein und heilig, vor welcher nichts gemein, sondern eines gleich dem anderen, sei es ein Zusammenleben im Geiste, sei es selbst der Akt der Zeugung.

Was wir aus Liebe vollbringen, ist sittlich.

Können wir doch die ganze Schrift zusammenfassen in dem Worte: „Habe Liebe, und thue, was du willst!“ oder:

„Alles ist gut, was sich mit der Liebe verträgt; alles ist schlecht, was der Liebe widerstreitet.“

Noch möchte ich den Ausspruch des Apostels Paulus anführen, welcher Galater 5, 14 sagt: „Denn alle Gesetze werden in Einem Wort erfüllet, in dem: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“

Wir wissen sehr wohl, daß die Bibel an ähnlichen Stellen reich ist.

Wer aber besitzt diese überwältigende Liebe? — Es ist schwer, unendlich schwer, daß sich passende Individualitäten finden. Ja, sogar die Liebe täuscht so oft, daß viele behaupten wollen, sie sei nur ein Traum, eine Episode. Sie bezeichnen das Sichergängen der beiden Geschlechter als eine der größten Lügen, halten das Sineinanderwachsen für eine Fabel.

In ihrem Skeptizismus wagen sie, uns vorzupredigen, daß eine jede Mutter ihrem Kinde zehnmal näher steht als dem Gatten. Und dieses Band, die Sprößlinge sollen das Einzige sein, was Mann und Weib knüpft, nicht der Spruch des Priesters u. Ehe ohne Kinder sei nur ein Zusammenleben, das sich täglich trennen kann.

Berurteilt man ihnen gegenüber eine Person, die sich aus unlauteren Beweggründen von dem ihm angetrauten Teile los sagte, z. B. Napoleon I., welcher sich aus Ehrgeiz scheiden ließ, so nehmen sie diese sogar in Schutz, und behaupten, das Weib des Franzosenkaisers hatte kein Anrecht mehr an seinem Gatten.

Das ist eine verkehrte Parteinahme. — Napoleon fehlte die wahre Liebe. Darin liegt sein Unrecht, also nicht in seiner Trennung, sondern in der Vereinigung ohne diesen kostbaren Magnet. —

Warum irrte denn Goethe so lange suchend in der Welt herum? — Wohl mag ihm mancher Fromme seine Liebenschaften übelnehmen; imgrunde genommen hat doch jeder Scheu, sie ihm vorzuwerfen.

Und gewiß, er gebrauchte nur das Recht des Mannes, sich ein passendes Weib auszuwählen. Daß er immer von neuem prüfte, lag wohl mehr an seiner Größe als an frivoler Genußsucht. — Denn nicht nur der Körper kam inbetracht, sondern auch der Geist und die Seele sprachen mit.

Der Philister sagt: „Er war Egoist; er scheute die Last der Ehe.“

Als ob er nicht alles darangesetzt hätte, Frau von Stein zu der Seinen zu machen! —



31. Kapitel.

„Freie Liebe“ für alle!

Und mit dem Beispiele von Goethe komme ich zu meiner endgültigen Forderung, nämlich der, daß es dem Manne frei stehen soll, sich die Mutter seiner Kinder, dem Weibe, sich den Vater ihrer Sprößlinge zu wählen, nachdem sie einander kennen gelernt haben; vielleicht, — falls sie ihren Gefühlen nicht recht trauen, — sobald der erste Kausch verflogen. — Auch die Konträrsexuellen lasse man ihrer Veranlagung gemäß handeln!

Freilich setzt dieses selbständige, denkende Menschen voraus, Menschen, die ihre Schönheitsliebe vor Ausschweifungen bewahrt. Solche hat es von jeher nicht viel gegeben.

Aber trotzdem hat Bebel nicht Unrecht, wenn er „freie Liebe“ für alle fordert. Wo sollten wir beginnen? wo aufhören?

Auch Aristoteles will Ausnahmegesetze für die Tugendhaften. Welches sind diese Tugendhaften? — Wer will es feststellen? — Der Staat? — Er kann nur Gesetze für das Große und Ganze geben.

An uns ist es, uns so heranzubilden, daß wir alle auf gleicher Stufe der Vollkommenheit stehen. — Bei einer gemeinsamen Erziehung, die in einem Reiche der „freien Liebe“ verlangt werden muß, ist dieses nicht so unmöglich, wie es scheint.

Ausnahmen wird es immer geben. Schwache werden

auch hier nachhinken. Sie kommen von selbst nicht weit über den alten Standpunkt hinaus. — *Suum cuique!*

Für diese Herde, die sich aber, — bei Zeugung eines vollkommeneren Menschenschlages, — zusehends vermindern wird, ist die Ehe segensreich; denn sie legt ihr Zwang auf. — Deshalb lasse man sie einstweilen neben der Freiheit bestehen!

Der aber nicht mit der Herde geht, nun, der nehme die letztere!

Mögen wir immerhin der öffentlichen Meinung in soweit nachgeben, daß wir die äußere Zeremonie der Ehe, solange die „freie Liebe“ noch nicht staatlich sanktioniert ist, auf uns nehmen, natürlich nur, wenn wir die Liebe beiderseits für groß genug erachten, um ein Menschenleben zu überdauern. So vermeiden wir auch den Schein der Unsittlichkeit.

Hat uns aber der große Ekel ergriffen vor den jetzigen Heucheleien; halten wir es für unsere Pflicht, ein anderes Beispiel zu geben, nur aus voller, wahrer, reiner Ueberzeugung; oder machen es unüberwindbare Hindernisse, — gleichgültig, welcher Art, — vollkommen unmöglich, ein vorschriftsmäßiges Bündnis zu schließen: so bekenne man sich offen und ehrlich als einen Verteidiger und Anhänger der „freien Liebe“! — Wer will uns unsittlich nennen?

Laßt ihn nur heranschleichen, den liebsten aller Diebe, wie er kommt auf weichen Sohlen, um zu stehlen! Bebet nicht; fürchtet nicht, daß die Welt es erfährt, wie sich Brust an Brust gepreßt, Lippe auf Lippe sich befunden hat, wie die Ewigkeit in Minuten zur Erde herunterkam und alles verschlang! Ihr habt aus Ueberzeugung gehandelt; die Liebe war eure Führerin!

Aber man prüfe recht, damit das alte Versteckenspiel nicht wieder die Oberhand gewinne! Man spreche sich gegenseitig, — soweit man sich selbst sicher, — klar und deutlich über seine Gefühle aus! Man frage sich, ob man imstande, für das ganze Leben auszuharren, ob man nicht vielmehr zur Polygamie, Polyandrie u. s. w. neige!

Dieses verhehle man dem anderen Teile nicht, auch nicht das bereits im Reiche der Venus Erlebte!

Man sei gleichfalls in der Mitteilung offen, daß man mit dieser oder jener ansteckenden Krankheit behaftet u. dgl. m! — Wahre Liebe wird vor dem Drohen solcher Uebel nicht zurückschrecken. Sie wird sich vielmehr glücklich fühlen, mit dem Gegenstande seiner Anbetung und Verehrung ein Leiden zu tragen, und es von ihm zu empfangen. Sie wird sich nur heftiger nach der Vereinigung sehnen. — Fürchtet man indessen, daß die Krankheit auf die Nachkommen übertragen werden kann, so ist es Pflicht zu verzichten, auf beiden Seiten.

Weiß man, daß man zur Zeugung unfähig, oder glaubt man, es zu sein, so darf auch dieses nicht verheimlicht werden. — Nichts verschweigen, garnichts!

Wenn auf diese Weise der Schleier gefallen, dann wird jeder wissen, was er zu thun hat.

Ist die Liebe groß genug, so ergiebt man sich bedingungslos, — bringe das Morgen, was es wolle! Das Heute gehört uns!

Und diese unendliche Liebe auf der einen Seite ist oft imstande, die andere sich gleich zu machen. Wesen, welche glaubten, sich nur für eine kurze Spanne Zeit zu besitzen, bleiben einander treu für die Ewigkeit.

Ist dieses indessen nicht möglich, muß der eine Teil nach Jahr und Tag, vielleicht auch schon nach kurzem, gehen; so können ihm keine bitteren Vorwürfe gemacht werden. Man hatte sich zuvor ausgesprochen. Man wußte, woran man war und konnte sich mit dem Gedanken der Scheidung vertraut machen.

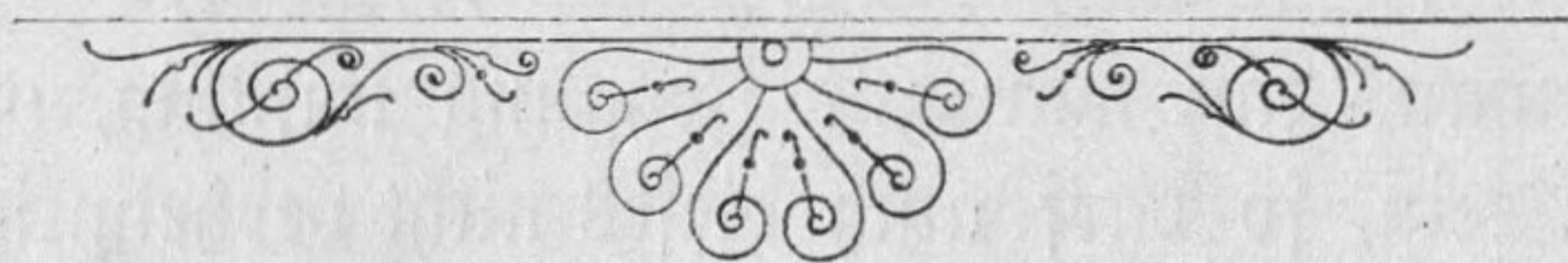
Derfelbe hat vielleicht den reinen Genuß etwas getrübt; aber er hat auch vorgearbeitet.

Man ist glücklich in der Erinnerung; man lebt beseligt durch dieselbe. — Und ist einem gar ein teures Unterpfand geblieben, so hat man mehr, als man zu hoffen wagte.

Freilich giebt es Frauen, die wenig Mutterinstinkt haben, denen ein Kind eine Last bedeutet, das sie in ihrem Verfügungsrechte über sich selbst beschränkt; aber unglücklicherweise haben sie Phantasie genug; es fehlt ihnen auch nicht an Herz, um einen Geliebten glücklich zu machen, um für ihn zu leben, zu sterben, und doch sagen sie sich selbst: „Ich muß verzichten!“

Sollen sie die Welt oder sich anklagen? —

War es nicht doch besser im alten Kurs? —



32. Kapitel.

Philosophische Betrachtungen.

Es ist noch nicht alles reif zum Abfallen.

Ich aber sage, daß wir uns daran nicht kehren dürfen, wenn es noch einzelne Unzufriedene giebt. Alle auf gleiche Weise glücklich machen, ist eine Unmöglichkeit.

Trotzdem ist es unsere Pflicht zu kämpfen, die ganze Kraft einzusetzen, wo wir nur annehmen dürfen, einen Schritt auf dem Wege der Bervollkommnung vorwärts zu gelangen.

Wir wissen nicht, ob es Zeit ist, daß der neue Messias erscheine, neuen Wein in neue Schläuche zu gießen. In der Bibel steht: „Als die Zeit erfüllet war,“ kam er.

Es wird noch lange dauern, ehe der große Friede da ist; denn solange es noch Menschen giebt, fühlende, denkende Menschen, mit ihren Lastern und Vollkommenheiten, mit ihren großen Leidenschaften: so lange wird es auch an Meinungsverschiedenheit nicht fehlen.

Sie wollen es sich glücklich machen auf Erden, und sie werden nicht einig, und mitten in aller Genußsucht werden sie unglücklicher als zuvor, wenn sie den heiligen Ernst vermissen, die zwingende Idee.

Man befreit sich von Gott. „Der Mensch erlöst sich selbst,“ lautet die neue Religion; aber trotzdem führt sie nicht in das Nirwana hinüber. „Es wird eine Religion, in der nur Idealisten einen Platz finden. Die Allzuvielen, die Trägen verlöschen wie das Licht im Winde; doch die, deren Geist aus sich herausgewachsen ist, fliegen hoch; die Seele

geht in das All, um in Sonderexistenz weiter zu leben.“ „Liebet Euch aus Egoismus,“ predigt der neue Hirte, „sammelt nicht Schätze für Eure Kinder!“ — So und ähnlich ist der Ruf, welcher heute durch die Welt schallt, welcher sich als Lösungswort breit macht.

Wir setzen ihm die allgemeine Menschenliebe entgegen, die von keinen Ausnahmen hören will. Wir möchten alle beglücken, — und haben wir auch etwas mehr Worte gemacht, als vielleicht nötig: so vergleiche man uns mit einem Musikanten!

Derselbe phantasiert auf seinem Instrumente. Er weiß nicht, wohin ihn die Töne führen. Sie gehen hinaus und kommen an das Ohr zurück. Sie finden Einlaß, und von neuem wirken sie als Kraft, Verwandtes zu zeugen.

Darf ich nicht auch phantasieren, — wenn es auch vielleicht nur wurmstichige Gedanken sind? Der Ton, auf dem sie abgestimmt, ist rein!

Und selbst, wenn ich mir sagen muß, daß ich vorläufig kaum einen Schritt vorwärts komme, wohl schwerlich einen Zufriedenen mehr mache: so habe ich doch das Bewußtsein: es ist ein ehrlicher Kampf, den ich kämpfe, eine Sache, für die man alles einsetzen muß. —

Ich füge dem Schlusse dieser Abhandlung noch „une jolie histoire“ hinzu, welche man sich in Frankreich erzählt:

„Es lebte einmal im Altertume ein franker König, dem kein Arzt helfen konnte. — Endlich schickte er Gesandte zum Drakel. Dieselben brachten ihm folgende Antwort zurück: „Um zu gesunden, mußt Du das Hemd eines Menschen anziehen, der mit seiner Lage zufrieden und wunschlos ist.“

Das war nun leichter gesagt, als gethan. — Ein Bote nach dem anderen zog aus und klopfte an bei reich und arm, bei alt und jung, bei vornehm und gering, aber leider immer vergebens!

Da geschah es, daß einer der Gesandten in einer kleinen Stadt nachts auf der schmutzigen Straße einen Menschen liegen fand. Derselbe schlief fest; denn er war betrunken.

Voller Mitleid rüttelt und schüttelt ihn ersterer, um ihn zu wecken.

„Laß mich liegen!“ stöhnt jener, die Augen halb aufschlagend, und wendet sich auf die andere Seite.

Ha! ein Gedanke!

„Hast Du keinen Wunsch?“ fragt der Königsbote.

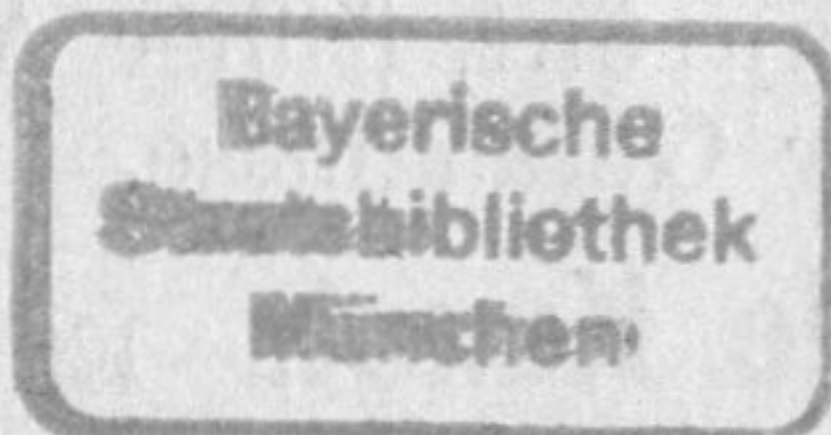
„Nein; laß mich! ich bin zufrieden,“ antwortet der Trunkene.

„Endlich, endlich gefunden!“ jubelt es im Innern des Samariters.

Mit fieberhaften Händen knöpft er den Rock auf, um sich des Hemdes zu bemächtigen; doch — — der ivrogne (Trunkenbold) hat keines!“ —

Hat diese Geschichte zu viel Moral? oder hat sie zu wenig? —

Grosse.



Auf dem Gebiete der

konträren Geschlechtsempfindung

erschienen in jüngster Zeit im Verlage von **Max Spohr** in **Leipzig** folgende namhafte Schriften:

Die Enterbten des Liebesglückes oder das dritte Geschlecht. Von Otto de Joux. Preis Mark 4.—.

Die verkehrte Geschlechtsempfindung oder die mann männliche und weib weibliche Liebe. Von Dr. med. Norbert Grabowsky. 2. vermehrte Auflage. Preis Mark 1.20.

Die homogene Liebe und deren Bedeutung in der freien Gesellschaft. Von Edward Carpenter. Preis Mark 1.20.

Der Fall Wilde und das Problem der Homosexualität. Ein Prozess und ein Interview von Os. Sero. Preis Mark 1.50.

Der Konträrsexualismus in Bezug auf Ehe und Frauenfrage. Preis Mark —.80.

Die krankhafte Liebe. Eine psycho-pathologische Studie von Dr. Emil Laurent, früher Arzt im Hauptkrankenhaus der Pariser Gefängnisse. Preis Mark 4.—.

Der Eros und die Kunst. Ethische Studien. Von Ludwig Frey. Preis Mark 6.—.

Sappho und Sokrates oder wie erklärt sich die Liebe der Frauen und Männer zu Personen des eigenen Geschlechts. Von Dr. med. Th. Ramien. Preis Mark 1.—.

Der Urning vor Gericht. Ein forensischer Dialog. Von Dr. Melchior Grohe. Preis Mark —.50.

Die hellenische Liebe in der Gegenwart. Psychologische Studien. Von Otto de Joux. Preis Mark 4.—.

Die mann weibliche Natur des Menschen mit Berücksichtigung des psychosexuellen Hermaphroditismus. Von Dr. med. Norbert Grabowsky. Preis Mark 1.—.



BUCHDRUCKEREI

G. REICHARDT

Groitzsch i. S.

